Lemberg, den 23. Oktober 1932

Folge 43

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Ost-Deutsches Volksblatt

Erscheint wöchentlich.

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen." Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Wo bleibt die Hilfe für die Landwirtschaft?

Der Landwirtschaft geht es sehr schlecht. So schlecht, daß man auch an den verantwortlichen Stellen ernsthaft darüber nachzudenken begonnen hat, wie dem Uebel gesteuert werden kann. Die Preise für Roggen, Gerste und Hafer liegen noch bedeutend niedriger als im letzten Jahr, wo man bereits von einer drohenden Katastrophe sprechen zu können glaubte. Vergleicht man die heutigen Preise mit denen aus den Jahren einer normalen Preislage, so muß selbst der unbefangene Laie, der von wirtschaftlichen Zusammenhängen keine Ahnung hat, begreifen, was die Stunde geschlagen hat. Im Oktober 1928 wurde auf der Börse der Roggen mit etwa 34, Gerste mit 35 und Hafer mit 31 Zloty für 100 Kg. notiert. Heute liegen die Preise um 60 bis 70 Prozent niedriger. Nur dem Weizen wird nachgesagt, daß er noch einigermaßen bezahlt wird, weil der Rost einen Teil der Ernte zerstört hat, weil also ein großer Teil der Landwirte gar nichts geerntet hat, wo er gesät hat. Aber vergessen wir nicht: Der Weizen wird nur im Verhältnis zu den anderen außergewöhnlich schlecht bezahlten Agrarprodukten gut bezahlt. Vor 4 Jahren lag auch der Weizenpreis noch um 14—16 Zloty höher!

Die Aussichten auf eine Besserung dieser niedrigen Preise sind leider verschwindend gering. Zu wirksamen Interventionen auf dem inneren Markt fehlt es an finanziellen Mitteln, und um auf dem Wege der Ausfuhr bessere Preise zu erzielen, fehlt es an Märkten mit einem entsprechenden Bedarf. Denn die Länder, die gewöhnlich Getreide importierten, haben so gute Ernten aufzuweisen, daß sie auf den Getreideexport in einem ungewöhnlich geringen Maße angewiesen sind. Dem sehr geringen Bedarf steht ein ungewöhnlich großes Angebot gegenüber. Der Weltmarktpreis liegt darum auch entsprechend niedrig. Die schlechten Preise für Getreide müssen die wirtschaftliche Lage des Landwirts um so empfindlicher berühren, als ja leider auch Schweine und Vieh nach wie vor nur zu einem Preise verkauft werden können, der die Selbstkosten nicht mehr deckt.

Wie soll der Landwirt angesichts dieses Tatbestandes seinen steuerlichen und seinen sozialen Verpflichtungen nachkommen, seine Gläubiger befriedigen und auch nur die nötigsten Neuanschaffungen und Reparaturen bezahlen können?

Der Landwirtschaftsminister Janta Połczyński gab etwa vor einem Jahr in einer Sitzung der landwirtschaftlichen Kommission des Sejm die Verschuldung der gesamten Landwirtschaft in Polen mit 3850 Millionen Zloty an. Für kurzfristige Kredite seien jährlich 240 Millionen Zloty Zinsen, für langfristige Kredite 258,5 Millionen Zloty Zinsen aufzubringen. Die öffentlichen Lasten betragen bei einer Gesamtgeldeinnahme von 2,4 Milliarden Zloty 300 bis 400 Millionen Zloty. Unter den heutigen Verhältnissen steht ganz außer Frage, daß es der Landwirtschaft nicht nur unmöglich ist, diese laufenden Zinsschulden herauszuwirtschaften, sondern auch, daß die Zahl der Landwirtschaften, die wohl oder übel ihr Wirtschaftsjahr mit einem Defizit abschließen müssen, sich ständig vergrößert, daß sich also die Notlage der polnischen Gesamtlandwirtschaft immer mehr auswächst zu einer offenen oder versteckten Gesamtkatastrophe, die immer deutlicher in Erscheinung treten und die für die gesamte Volkswirtschaft immer gefährlicher werden muß.

Wie kann geholfen werden? Ohne Frage nur auf zwei Wegen: Entweder man macht die Preise der Landwirtschaft wieder rentabel, d. h. man sorgt für eine Verteuerung der landwirtschaftlichen Produkte, oder man sorgt für eine bedeutende Senkung der Passivseite des Landwirts: Streichung oder doch Erniedrigung der sozialen und steuerlichen Lasten, Senkung der Preise für alle Industrieartikel, auf die die Landwirtschaft angewiesen ist, mindestens in einem Verhältnis, das dem Preisrückgang für landwirtschaftliche Produkte während der letzten vier oder fünf Jahre einigermaßen entspricht. Schließlich müßten Mittel und Wege gefunden werden, die den willigen und tüchtigen Landwirten die Abzahlung ihrer Schulden möglich machen, ohne daß der Gläubiger direkte Verluste erleidet.

Was nun die Erhöhung der Preise für landwirtschaftliche Produkte betrifft, ist die Trostlosigkeit der Lage schon dargelegt worden. Ja noch mehr: Die Regierung sah sich veranlaßt, die Ausfuhrprämien für Gerste mit Gültigkeit vom 1. Januar von 4 auf 2 Zloty zu senken. Die Interventionspolitik hat keine nennenswerten Erfolge gebracht, die Inlandspreise für Roggen, Gerste und Hafer liegen kaum über den erzielten Exportpreisen. Die Senkung des Zuckerpreises ist überdies zu einem bedeutenden Teil den zuckerrübenbauenden Landwirten zur Last gelegt worden, anstatt daß der Staat auf einen Teil seiner ungeheuren Akziseneinnahmen vom Zucker verzichtet, um den zurückgehenden Zuckerkonsum wieder zu heben und einem größeren Teil der Landwirtschaft einen gewinnabwerfenden Zuckerrübenbau zu ermöglichen.

Demnach steht es um die aktiven Hilfsmaßnahmen für die Landwirtschaft schlecht. Es ist nichts geschehen, um die Preise für landwirtschaftliche Produkte in die Höhe zu treiben, wohl aber manches, was die Preise noch ungünstiger gestaltet.

Und auf der anderen Seite? Ist etwas zur Senkung der Produktionskosten des Landwirts geschehen, zur Erleichterung der Steuerlast? Die gesetzlichen Zinssätze stehen noch immer auf einsamer Weltrekordhöhe. Einige Notverordnungen, die den Verfall in einzelnen Betrieben vielleicht aufhalten, aber keineswegs das Uebel beheben, sind alles, was sich an Hilfsmaßnahmen feststellen läßt. Gewiß die Preise für Spiritus und Tabak sind etwas gesenkt worden. Aber eine Verbilligung des Schnapses und des Tabaks macht den Produktionsprozeß des Landwirts noch nicht billiger. Wo bleibt die Senkung der Preise für Kohle, Benzin, Eisen, Kunstdünger, die besonders die intensiv wirtschaftenden Landwirte schwer bedrücken; wo bleibt die Erniedrigung der Frachtpreise, wann werden die sozialen Lasten erleichtert und wann nennenswerte Steuererleichterungen gewährt?

Von alledem ist leider noch nichts zu vermerken. Die Kartelle scheinen an ihrer kurzsichtigen Politik festhalten zu wollen. Begreifen sie nicht, daß die schwindende Kaufkraft der Landwirtschaft zuletzt auf sie zurückfallen muß?

Bis heute ist also auch nichts geschehen, um die Ausgabenseite des Landwirts günstiger zu gestalten. Geht die Agrarpolitik nicht schon in nächster Zeit andere Wege, Wege, die zielbewußt zu einer Vermehrung der Einnahmen und einer bedeutenden Senkung der Ausgaben des Landwirts führen — die Katastrophe erscheint unvermeidbar. Uns will scheinen, daß schon heute eingegriffen werden muß, soll die Hilfe nicht morgen zu spät sein. Vor allem muß für eine weitere elastischere Zinsgestaltung über alle Verträge hinweg Sorge getragen werden. Heute wird ein gewisses Opfer noch leichter zu ertragen sein als später der Verlust der ganzen Zinsen und des Kapitals durch den offenen Zusammenbruch des Schuldners. Hier gilt ein Grundsatz, den unlängst das Berliner Konjunkturinstitut aufgestellt hat: „Je niedriger der Zins, desto sicherer ist das Kapital!"

Der Landwirtschaft muß geholfen werden. Darüber ist man sich in letzter Stunde endlich klar geworden. Gewiß ist die Not unserer Landwirtschaft mit bedingt durch die Weltwirtschaftskrise, vor allem auch durch den irrsinnigen Handelskrieg aller gegen alle. Aber es gibt auch eine Reihe von Möglichkeiten, die Uebel von uns aus und unabhängig von Maßnahmen anderer Länder zu bekämpfen. Noch heute muß damit begonnen werden an den einfachsten und nächsten Punkten. Aber zielbewußt. Nichts darf geschehen, was die Lage der Landwirtschaft noch weiter verschlechtert. Die Lage unserer Landwirtschaft verträgt keine Experimente mehr. „Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!" sagt Chamisso.

Hunger und Arbeitslosigkeit in der Niederzips

D.A.J. Aus den alten deutschen Bergstädten in der Slowakei wird dem Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart gemeldet:

Mit großer Sorge sieht die gesamte deutsche Bevölkerung der deutschen Bergstädte Wagendrüssel, Schwedler, Einsiedel, Metzenseifen, Stoß, Göllnitz, Schmöllnitz und Krompach dem kommenden Winter entgegen, denn schon jetzt herrscht in diesen deutschen Städtchen, die früher in Ungarn als die „Perle des Königreichs" wegen ihrer Wohlhabenheit bekannt waren, vollständige Arbeitslosigkeit und infolgedessen starker Hunger. Der deutsche Abgeordnete der Zips, Nitsch, hat kürzlich die deutschen Bergstädte der Niederzips besucht und bei dieser Gelegenheit folgende traurige Feststellungen gemacht:

In der Bergstadt Wagendrüssel, die von 2500 zum größeren Teil deutschen Einwohnern bewohnt wird, wurden die Gruben Bindt, Röstchen und Kotterbach, die auch viele Arbeiter der Umgegend beschäftigten, stillgelegt, wodurch 1500 Arbeiter brotlos geworden sind. Auch die Sägewerke stehen. In der fast rein deutschen Stadt Schwedler verfaulen rund 20 000 Kubikmeter Holz im Werte von 2.5 Millionen Kronen, da infolge des ungarisch-tschechischen Zollkrieges die Holzproduktion dieses Gebietes, die ganz nach Ungarn ging, nicht verkauft werden kann. Im ganzen Gebiet der Niederzips stehen daher sämtliche Sägewerke still, und alle die tausend Holzarbeiter, Frächter und die Beamten der Sägewerke sind brotlos. In Schwedler steht auch eine große Drahtfabrik still, und in der Antimongrube werden nur die Instandhaltungsarbeiten geleistet. Einsiedel zählt 1800 Einwohner, von denen 1650 Deutsche sind. Hier wurden die Eisen- und Kupfergruben stillgelegt sowie drei große Sägewerke; 5000 Kubikmeter Holz verfaulen, während in Ungarn die Leute kein Holz zum Feuern haben. In Schmöllnitz-Hütte und Schmöllnitz liegen die wirtschaftlichen Verhältnisse etwas günstiger, da das Pyritwerk und die Tabakfabrik noch arbeiten, wenn auch schon lange nicht mehr mit voller Belegschaft. Die Sägewerke aber feiern, und die von der Gemeinde beschlossenen Notstandsarbeiten, die die Arbeitslosen wenn auch nur gegen geringe Entlohnung beschäftigen könnten, sind von tschechischer Seite hintertrieben worden, so daß etwa 250 Familien von der erbärmlichen Arbeitslosenunterstützung leben müssen, die zwischen 20 und 40 Kronen im Monat, das sind 2,50 bis 5 Reichsmark, beträgt. Durch den Uebereifer tschechischer Gendarmen ist der sommerliche Fremdenverkehr, der hauptsächlich aus dem nahen Ungarn in die schönen Berge kam und 400 000 bis 500 000 Kronen einbrachte, völlig lahmgelegt worden.

Sämtliche Messerschmieden und Hammerschmieden im Bergstädtchen Stoß und in Metzenseifen sind durch die Prager Wirtschaftspolitik ruiniert worden. Diese hausindustriell geführten Schmieden waren ähnlich organisiert wie die Gablonzer Hausglasindustrie. In mehr als hundert durch Wasserkraft betriebenen Werken wurden alle möglichen landwirtschaftlichen Geräte, wie Schaufeln, Hacken, Krampen, Spaten, Rechen und Gabeln, erzeugt, die in ganz Südosteuropa, in Rußland und Kleinasien und bis tief hinein nach Asien und Afrika sehr beliebt waren. Auf den Reisfeldern von Indien und China wurde ein Haken, der in Metzenseifen fabriziert wurde, ganz besonders geschätzt. Es wurden jährlich insgesamt etwa 350 Waggons Schmiedewaren verkauft, während heute höchstens noch 30 Waggons abgesetzt werden können. Der größte Teil der Bevölkerung ist infolgedessen arbeitslos. Hier ist schon in sehr viel Familien das Schwarzbrot zum Sonntagsleckerbissen geworden, denn die Bevölkerung besitzt kein Ackerland, auf dem sie Kartoffeln und Gemüse bauen könnte. Der Mittelpunkt des Zipser Bergbaus ist das schmucke Städtchen Göllnitz, von dessen 4000 Einwohnern 2500 Deutsche sind. Die Eisenwerke arbeiten nur noch zwei Tage in der Woche mit verringerter Arbeiterschaft, die Schlossereien und Tischlereien stehen still, ebenso die Sägereien. Im Göllnitztale werden rund 1500 Arbeitslose gezählt, die eine monatliche Unterstützung von 10 Kronen erhalten. Krompach hatte in der Vorkriegszeit mehr als 7000 Einwohner, heute nur noch knapp 4900, denn die großen Werke der Hernadtaler A.-G. sind dem Verfall preisgegeben. Die einer reichsdeutschen Firma gehörenden Kupferwerke, die rund 500 Arbeitern Verdienst gaben, sind auch gesperrt, da der Weltmarktpreis des Kupfers so niedrig ist, daß die Ausbeute nicht mehr lohnt. 70 bis 80 Prozent der Bevölkerung sind brotlos. — Zu den weltwirtschaftlichen Ursachen all dieses Elends gesellt sich als besonders erschwerend die Schuld der tschechischen Regierung, die durch mancherlei Maßnahmen gerade die deutschen Minderheitengebiete wirtschaftlich schädigt.

Der Analphabetismus in Polen

Obzwar das Ergebnis der zweiten Volkszählung in Polen noch nicht bekannt ist, so gibt es doch sehr interessante Ziffern über den Analphabetismus bei uns im Lande. So betrug die Zahl der Analphabeten in Polen vor der Volkszählung, die bekanntlich im Dezember vorigen Jahres stattfand, im Alter von über 10 Jahren 32 Prozent der Gesamtbevölkerung und im Alter von über 5 Jahren 35,6 Prozent. Es ist dies eine überaus hohe Ziffer, die unser Land in dieser Beziehung hinter den meisten europäischen Staaten zurückstehen läßt. Eine höhere Analphabetenziffer weisen in Europa noch auf: Litauen mit 37,5 Prozent, Spanien 46,7, Rußland 53,3 und Portugal 67,7 Prozent. Teilt man die in Polen vorhandenen Analphabeten nach Geschlechtern, so ergibt sich, daß der Analphabetismus unter den Frauen viel größer ist als unter den Männern, und zwar gibt es unter den Männern 29,4 Prozent Analphabeten, unter den Frauen dagegen 35,8 Prozent. Diese Erscheinung ist übrigens auch in allen anderen Staaten festzustellen.

Sehr interessant für uns als Minderheit ist die Feststellung des Analphabetismus unter den verschiedenen Konfessionen in Polen. Und da ergibt sich, daß die polnischen Staatsbürger evangelischer Konfession in bezug auf Bildung den Angehörigen anderer Konfessionen weit voraus sind. So beträgt die Zahl der Analphabeten bei den Evangelischen 12,5 Prozent (Männer 12, Frauen 13 Prozent), bei den Katholiken 24,8 Prozent (also gerade doppelt so viel wie bei den Evangelischen, dabei 24,1 Prozent Männer und 26,3 Prozent Frauen), bei den Juden 28,3 Prozent (Männer 25,2 Prozent, Frauen 31 Prozent); hoch ist der Prozentsatz der Analphabeten bei den Griechisch-Katholischen und beträgt 48,8 Prozent (Männer 44,4 und Frauen 53,1 Prozent), am höchsten aber bei den Griechisch-Orthodoxen, wo er 72 Prozent erreicht (Männer 59,1 und Frauen 84,3 Prozent).

In den Städten ist der Analphabetismus in Polen geringer. Auch hier marschieren die Evangelischen weit an der Spitze. Unter den in den Städten Polens wohnenden evangelischen Männern gibt es überhaupt nur 7 Prozent Analphabeten, bei den evangelischen Frauen in den Städten beträgt der Analphabetismus 9,1 Prozent. Unter den männlichen Stadtbewohnern katholischer Konfession gibt es 11,5 Prozent Analphabeten, unter den katholischen Frauen in den Städten 15,6 Prozent.

Zieht man nun in Betracht, daß der überwiegende Teil der evangelischen Bevölkerung Polens deutscher Nationalität ist, ergibt sich aus diesem statistischen Material die übrigens bekannte Tatsache, daß die deutsche Minderheit die gebildetste Bevölkerungsgruppe Polens darstellt.

Mensch und Maschine

Als Freundin der Menschen wurde sie begrüßt, die Maschine, als sie in ihren ersten plumpen Formen ihren Einzug in der Welt hielt. Heute sind weiteste Strecken der Erde kultiviert, technisiert, industrialisiert. Aus der Gehilfin wurde der Herr, vielfach ein Ersatzmensch. Millionen Menschen der Gegenwart empfinden das Verhängnis der Maschine stärker als ihren Segen. Rationalisierung, Mechanisierung der Arbeit, Maschinen in der Hand kaltherziger Menschen! Wo neue Rechenmaschinen aufgestellt werden, können für jede Maschine 10 Menschen entlassen werden. Die Baggermaschine leistet beim Kanalbau, was früher 60 fleißige Arbeiter leisteten. Wo eine neue Fabrik für Krippenfiguren oder Geigen ihre Maschinen laufen läßt, werden gleich 50 und 100 Künstler und Geigenbauer brotlos. Der amerikanische Arbeitsminister Davis gab die Zahl der Amerikaner, die durch die Vervollkommnung der Maschinen erwerbslos geworden sind, mit wenigstens 2 Millionen an. Aber die Maschine ist herzlos gegen menschliches Elend. Sie setzt sich weiter durch. So wird in den Vereinigten Staaten die Konstruktion einer Maschine zur Herstellung von Glasballons begrüßt, die in der Stunde 8000 25-Liter-Korbflaschen herstellt. Diese einzige Maschine ist in der Lage, den gesamten Bedarf der Vereinigten Staaten zu befriedigen, und Hunderte von Arbeitern werden auf die Straße geworfen. Ein anderes technisches Wunder liefert täglich 1 076 000 Backsteine und beansprucht nur 2 Mann zur Bedienung. Durch die Einführung einer einzigen Maschine zur Herstellung von Kisten wurden 260 Arbeiter brotlos.

Aber noch etwas anderes, Schlimmeres: die Maschine als Kontrolleur und Aufsichtsorgan des Menschen! So berichtet eine französische Zeitung von einer neu erfundenen Maschine zur Kontrolle der Stenotypistinnenarbeit. Der Apparat, der an der Schreibmaschine angebracht wird, zeigt den Augenblick der Arbeitsunterbrechung, die Zahl der für jede Schreibmaschinenzeile verwendeten Minuten und endlich den Kostenpreis für jeden einzelnen Buchstaben an. Bei Verwendung dieser Maschine besteht keine Möglichkeit mehr, Zeit zu verlieren, ohne daß der Chef es erfährt. Alles wird auf die Minute kontrolliert. Das ist eine symbolhafte Darstellung des Sklavenverhältnisses, in das der Mensch zur Maschine gekommen ist. Unverkennbar wächst bei uns die Sehnsucht nach Freiheit. Wir können nicht ohne Technik, ohne Maschine leben. Aber wir brauchen eine neue, innere Einstellung zu ihr. Nicht der Mensch ist um der Maschine willen da, sondern die Maschinen zum Segen des Menschen! Es liegt an ihm, ob die Maschine der Fluch der Menschheit wird.

Wochenrückblick

Ministerpräsident Prystor hielt nach seiner Rückkehr vom Urlaub einen Ministerrat ab. Wie verlautet, hat sich der Ministerrat mit der Frage der Einberufung des Sejm beschäftigt. Derselbe soll Ende Oktober einberufen und gleich wieder auf einen Monat vertagt werden, um der Regierung die Möglichkeit zu geben, alle noch notwendigen Angelegenheiten auf dem Wege von Notverordnungen des Staatspräsidenten zu regeln.

Die angesagte Konferenz der vier Großmächte kommt nicht zustande, da Frankreich dagegen war. Dafür besuchte bereits der französische Ministerpräsident Herriot den englischen Premierminister Macdonald. Wie nun verlautet, soll auch Deutschlands Außenminister in London erwartet werden. Diese Vorbesprechungen dienen dazu, um eine gemeinsame Plattform zu finden, die als Grundlage zu weiteren Verhandlungen dienen könnte. Man will nämlich unbedingt Deutschland wieder als Teilnehmer der Abrüstungskonferenz sehen.

In Deutschland werden schon Vorbereitungen zu der am 6. November stattfindenden Reichstagswahl getroffen. Die Deutschnationalen unter Huggenberg werden die Papen-Regierung unterstützen, die Hitler-Partei dürfte jetzt viel Stimmen verlieren, nachdem Hitler den Höhepunkt seiner Entwicklung bereits überschritten hat und sich mit dem Zentrum, das er vorher heftig bekämpfte, zusammenschließen will. Dadurch sind in der Hitler-Partei unter den einzelnen Führern Meinungsverschiedenheiten entstanden, die eben die Partei schwächen.

Amerika befindet sich bereits im Wahlfieber. Hie Hoover — hie Roosevelt. Die Aussichten Hoovers sind im Sinken begriffen. Roosevelt leitete den Wahlkampf als erster ein; während Hoover noch gemütlich im Weißen Hause saß, war Roosevelt bereits unterwegs. Er verstand es, in engste Fühlungnahme mit den Wählern zu treten, gleich, ob es Farmer, Hafenarbeiter oder Kaufleute waren. Zum ersten Male in der Geschichte des amerikanischen Wahlkampfes wurde das soziale Moment so betont wie in den Reden Roosevelts. Er spielte den „kleinen Mann" gegen die finanzielle und industrielle Oligarchie aus. Hoover, ebenso wenig volkstümlich wie vor ihm Coolidge, Hoover, der Mann der Schwerindustrie und der Hochfinanz, geriet stark ins Hintertreffen.

Bei den Deutsch-Evangelischen in Galizien

Anfang Oktober fand in **Biala** der Kirchentag der evangelischen Kirche von Kleinpolen statt, die beide Bekenntnisse, das Lutherische und das Schweizer in einer Gemeinschaft umfaßt. Amtlich nennt sie sich evangelische Kirche A. und H. B., nämlich des Augsburger und des Helvetischen Bekenntnisses. Das weite Gebiet mit acht Millionen Einwohnern umfaßt kaum 40 000 Evangelische mit 24 Pastoren, an deren Spitze der der ganzen evangelischen Welt bekannte und verehrte Superintendent D. **Zöckler** in Stanislau steht. Das Schulwesen der Kirche ist sehr stark entwickelt, denn schon in österreichischer Zeit waren sie wesentlich auf evangelische Privatschulen angewiesen, so daß diese kleine Kirche 120 Volksschulen mit zwei Gymnasien erhält. Die Liebestätigkeit der Kirche hat ihren Mittelpunkt in Stanislau. Die dortigen Anstalten entstanden aus dem Kinderheim Bethlehem, allmählich aber kamen hinzu Krankenhaus, Schwesternhaus, Altenheim, Siechenheim, Lehrlingsheim, Gymnasiastenheim, Säuglingsheim, eigene Landwirtschaft und eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen. In manchen Siedlungen wird noch heute die schwäbische Mundart gesprochen.

Außer einigen wenigen polnischen Evangelischen gehören zu dieser Kirche noch Ukrainer, unter denen eine starke zum evangelischen Bekenntnis hinneigende Bewegung entfacht worden ist, die sich unter D. Zöcklers Fürsorge und Leitung gestellt hat. So besuchten außer allen deutschen Pastoren und einer großen Anzahl Lehrern auch einige ukrainische Pastoren diesen Kirchentag.

Sonnabend, den 8. Oktober, war die erste Festversammlung, in welcher der aus Lemberg stammende Professor D. **Völker** aus Wien den Festvortrag über österreichische Kirchenpolitik in 150 Jahren hielt. Mit dem Kirchentag verbunden war die 150jährige Jubelfeier des Bestehens der evangelischen Gemeinde **Biala**. Das Jahr zuvor war die 150 Jahrfeier des vom Kaiser Josef II. für die Evangelischen erlassenen Toleranz-Patentes gewesen und die 150 Jahrfeier der Einwanderung der Evangelischen in Galizien. In der Begrüßungsversammlung am Abend sprachen verschiedene auswärtige Vertreter des Gustav-Adolf-Vereins und der befreundeten Nachbarkirchen. Den Hauptvortrag hielt Dozent Dr. **Koch** aus Wien über das Wesen des Bolschewismus. Die von ihm vorgeführten, zum Teil aus eigener Anschauung stammenden erschütternden Bilder schilderten den Bolschewismus im wesentlichen nicht als neue Wirtschaftsgestaltung, sondern als eine allen bisherigen Religionen, Kulturen und Weltanschauungen feindlich gegenüberstehende Lebensrichtung. In altösterreichischer liebenswürdiger Weise hatte die Frauenwelt von Biala die festliche Gestaltung des Abends und die Bewirtung übernommen, wobei auch Gesänge zur Erhöhung des Festes beitrugen.

Sonntag, den 9. Oktober, fand erst ein Festgottesdienst in polnischer Sprache statt, in dem Senior **Waloschke** aus Neu-Sandez die Predigt hielt. An ihm nahmen auch vier Vertreter der polnischen Behörden teil. In dem deutschen Festgottesdienst hielt Kirchenpräsident D. **Voß** aus Kattowitz die Predigt und D. **Zöckler** im Namen seiner ganzen Kirche eine Festansprache. Nachmittags war die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins dieser Kirche. In ihr hielt der Generalsekretär D. Geißler aus Leipzig den Festvortrag über die politische und religiöse Bedeutung von Gustav Adolfs Eingreifen in den 30jähr. Krieg zur Rettung des Protestantismus. Lic. **Weidauer** aus Kolomea leitete die Versammlung und konnte berichten, wie die Gemeinden dieser Kirche nicht allein von dem Verein weitgehend unterstützt werden, sondern auch selbst in großer Opferwilligkeit für den Verein beitragen. Eine besondere Gabe des Zentralausschusses in Höhe von 50 000 Rmk. ist diesmal, am Gustav-Adolf-Jubeljahre, der galizischen Kirche für ihre Nöte auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens und der Schulen zuteil geworden. Abends war in der Kirche eine musikalische Feierstunde. Es war staunenswert, zu sehen, welche Leistungen diese nur 2000 Seelen zählende Gemeinde mit ihren musikalischen Kräften hervorzubringen imstande gewesen ist. Montag, den 10. Oktober, waren gleichzeitig drei Versammlungen, die den Vormittag und Nachmittag ausfüllten. Die erste für die Pastoren und Laienabgeordneten der Gemeinden. die zweite für die Lehrer und die dritte erst für die Pfarrfrauen, dann für die Frauenwelt im allgemeinen. In der ersten Versammlung hielt Professor D. **Schäder** aus Breslau einen Vortrag über die Spuren Luthers und Calvins in der Theologie der Gegenwart, danach Professor D. **Völker** aus Wien einen Vortrag über die Bedeutung der Reformation in der neueren katholischen Geschichtsschreibung, und Dozent Dr. **Koch** einen Vortrag über den deutschen Menschen im europäischen Raum. Alle drei Vorträge standen auf der Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis und gaben zu lebhaften Besprechungen Anlaß. In der Lehrerversammlung wurde hauptsächlich das Wesen der Arbeitsschule behandelt. In der Pfarrfrauenversammlung wurde über die Aufgaben der Pfarrfrau in Haus und Gemeinde gesprochen, und in der Nachmittagsversammlung wurde der Frauenwelt ein lebensvolles Bild der Stanislauer Anstalten vorgeführt. Als Vertreter der unierten evangelischen Kirche in Posen und Pommerellen nahm Superintendent D. **Rhode** an dem Kirchentage teil. Auch aus der Schwesterstadt Bielitz war die Teilnahme an dieser Feier groß. Der Verlauf der Tage gibt ein beredtes Zeugnis für das rege evangelische Leben, nicht nur in der Ortsgemeinde Biala, sondern auch auf dem ganzen weiten Gebiet der Zerstreuung.

Aus Stadt und Land

Briefmarkensammler schließen sich der „Philatelia“ an! Die Briefmarkensammler aller Orte haben das Bedürfnis, sich an eine Weltorganisation anzuschließen, an deren Spitze erfahrene Sammler stehen. Diese Vereinigung ist nicht auf Vereinsgelder aufgebaut, sondern auf die Unterstützung ernster großer Sammler, die ihr Doublettenmaterial sogar oft ganz unentgeltlich den jüngeren Sammlern zur Verfügung stellen. Die „Philatelia“ versendet Auswahlen an ihre Mitglieder, in denen sehr viele Gratismarken enthalten sind. Es ist auch gut, eine Fehlliste einzusenden mit einer kurzen Beschreibung des bisherigen Sammelns und der weiteren Ziele. Zur Mitgliedschaft genügt eine einfache Anmeldung mit genauer Adressenangabe. Die Mitgliedschaft ist selbstverständlich mit keinerlei Spesen verbunden, da ja die „Philatelia“ von großen Sammlern gegründet wurde und von diesen erhalten wird. Genaue Adresse: „Philatelia“, Wien I, Liliengasse 1.

Lemberg. (**Liebhaberbühne.**) Die neue Spielzeit der Liebhaberbühne wird am 6. November dieses Jahres mit der „**Jugend**“ von Max Halbe eröffnet und zwar im neuen Bühnensaal. Eine besonders freudige Tatsache teilen wir allen unseren Besuchern mit; die Hochschüler (innen) haben sich auch in den Dienst der Liebhaberbühne gestellt und werden von nun ab immer mitarbeiten, was besonders zu begrüßen ist. Dadurch hat die Liebhaberbühne viele gute Kräfte gewonnen. Ein Beweis dafür, daß alle Mitwirkenden (Schauspieler(innen) der Liebhaberbühne sich wieder gern in den Dienst der Sache stellen, war die am 10. Oktober d. Js. vom Bühnenleiter Herrn Josef Müller im Orgelsaal einberufene Besprechung aller Mitwirkenden, zu der sich alle einfanden, dem vom Bühnenleiter entwickelten Programm mit großem Interesse folgten und sich dann bereit erklärten, immer mitzutun, wenn an sie der Ruf ergehen wird. Eine Tatsache, die wir mit Freuden feststellen. — Nun geht aber der Ruf an alle unsere Besucher und Zuschauer, unsere Veranstaltungen immer zahlreich zu besuchen und dadurch allen Mitwirkenden zu zeigen, daß ihre uneigennützige schwere Arbeit auch entsprechend beurteilt und eingeschätzt wird. Die Leitung der Liebhaberbühne wird auch Sorge tragen, daß die Eintrittspreise möglichst klein und dadurch allen der Besuch unserer Veranstaltungen ermöglicht wird.

Lemberg. (**Kirchenkonzert in der ev. Kirche.**) Wie allgemein bekannt, hat die Lemberger evangelische Gemeinde den Bau des langersehnten Turn- und Festsaales vorgenommen, dessen endgültige Durchführung, der großen Kosten halber, nur bei Aufopferung aller Gemeindemitglieder möglich wird. Deshalb hat auch der evangelische Frauenverein durch die Veranstaltung eines Kirchenkonzertes, dessen Reingewinn dem oben erwähnten Zwecke dienen soll, helfend eingegriffen. Diese Anwendung des alten Prinzips, das Schöne mit dem Praktischen zu vereinigen, ist empfehlens- und nachahmungswert und sollte in Hinkunft richtunggebend sein.

Zur Bestreitung des Konzertes selbst hat der Frauenverein hervorragende Künstler, wie den Konzertmeister der Wiener Oper, Herrn Hans Franzos, Herrn Opernsänger Karl Mostal-Czajkowski, Herrn Prof. und Domorganisten Wożny und den evangelischen Kirchenchor, unter Leitung von Herrn Willy Huber, eingeladen. Das Programm als solches war, abgesehen von der Mannigfaltigkeit der Komponisten, zu wenig künstlerisch durchdacht, um die gewünschte Stimmung hervorzurufen. Deshalb auch hätte man im Gegensatz zur gebotenen Folge mit den stimmungshervorrufenden Kompositionen beginnen müssen, um den Zuhörern die schwerer faßlichen Werte, wie das Orgelpräludium und das Violinkonzert, zugänglicher zu machen. Demzufolge haben die Schlußwerke unbedingt großen Eindruck auf das Publikum ausgeübt, während die ersten völlig kalt ließen. Die kirchlich ernste, gesammelte Stimmung wurde erst durch den 8stimmigen Chor hervorgerufen, der eine dramatische Szene aus dem Mendelssohnschen Oratorium „Elias“ darstellte. Herr Huber hat es verstanden, die dramatische Wirkung durch die lebendige Art seines Fühlens und Dirigierens voll an den Tag zu bringen, obwohl ihm nur eine sehr knappe Zeit zur Vorbereitung gegeben war. Das wird auch der Grund sein, weshalb die dynamischen Unterschiede bei der Themenführung nicht stärker waren. Die Begleitung hatte Frl. Prof. E. R. inne. Es war eine Freude, anzuhören, wie die uns bereits von andern Konzerten bekannte Künstlerin, sich schnell mit dem ihr fremden Instrument vertraut zu machen wußte. Vor allem die Crescendis gaben das Meeresbrausen täuschend wieder. Den Hauptteil des Konzertes hatte Herr Hans Franzos zu tragen, welcher durch seinen warmen Geigenton und seine über das Alltägliche gehende Technik überraschte. Themenführung und musikalische Beherrschungen der Kompositionen waren tadellos. Ihm zur Seite stand Herr Prof. Wożny, der sich bemühte, beim Begleiten sich dem Künstler anzupassen, trotzdem wirkte er stellenweise hemmend. Dies konnte aber auch das Nichtvertrautsein mit der fremden Orgel verursacht haben. Mit seinem Präludium von Cäsar Franck fand er wenig Verständnis beim Publikum, da dieses vielleicht zu wenig Gelegenheit hat, modernere Komponisten zu hören. Herr Karl Mostal-Czajkowski verfügt über ein schönes, volles Stimmaterial, erweckt jedoch den Eindruck von rhythmischer und stimmgebender Unsicherheit. Von den gebotenen Liedern sind ihm zweifelsohne „Caro mio ben“ und „Glos duszy“ am besten gelungen. Das Konzert war wenig besucht, woran entschieden die mangelhafte Propaganda schuld war. Diesen also, welchen es nicht vergönnt war, dem Konzert beizuwohnen, wird hoffentlich bald Gelegenheit geboten, diesen neuen Weg zur Fühlungnahme mit der Kirche zu betreten.

R. H.

Brigidau. In der zweiten Feberhälfte 1931 beschäftigten sich die In- und Auslandszeitungen mit einer aufgebauschten Affäre aus dem Naphtha-Gebiet Boryslaw. Sie überboten sich mit den verschiedensten Ueberschriften und Mutmaßungen. In diese Affäre war auch der Betriebsleiter Herr Gottlieb Unterschütz, ein Brigidauer, hereingezogen worden. Als technischer Leiter hatte er die Befehle seiner Vorgesetzten zu befolgen und mußte im Laufe der Zeit auch einige Angestellten und Arbeiter entlassen. Im Zusammenhange damit erhob sich eines Tages ein großes Geschrei: Großer Schwindel in dem Unternehmen, in dem Unterschü Betriebsleiter ist. Die Zeitungen übernahmen die Affäre und taten das ihre. Bald kam diese Angelegenheit vors Gericht. Für Herrn Unterschütz konnten in diesem Augenblick nur die von ihm geführten Bücher und Belege sprechen, die aber jetzt nicht zu Worte kamen. Er mußte alles über sich ergehen lassen. Prozesse über Prozesse mußten geführt, das Aussagematerial der Zeugen gesichtet werden. Inzwischen arbeitete an Ort und Stelle eine Gerichtskommission, die letzten Endes doch feststellte, daß Herr Unterschütz seine Bücher korrekt geführt und kein Schwindel nachweißbar war. Das Gericht sprach auch — wie erwartet — Herrn Unterschütz in der ersten und zweiten Instanz frei und ist dieses letztrichterliche Urteil rechtskräftig. Hiermit ist jeder Anspiegelung in dieser Affäre die Spitze gebrochen und betrachten wir es als unsere Pflicht, die Unschuld unseres Kollegen und Volksgenossen Herrn Gottlieb Unterschütz auf diesem Wege zur Kenntnis zu bringen.

Wieder einmal hat die deutsche Treue den Sieg behalten.

Reichau. (Feuer.) Am Montag, 3. Oktober, wurde unser Dorf von einem Großfeuer überrascht. Knapp nach 2 Uhr nachmittags läuteten in die friedliche Mittagsstille plötzlich die Glocken. Gleichzeitig erscholl der Ruf: Feuer. In dem Hause eines hiesigen polnischen Bauern, der mit seinen Leuten schon im Felde bei der Kartoffelernte beschäftigt war, brach durch Unvorsichtigkeit der Kinder, die mit Streichhölzern spielten, das Feuer aus. Die wenigen Leute, die im Dorfe waren, wollten das Feuer auf dem einen Hofe festhalten, und während sie hier eine Löschaktion einleiteten, verbreiteten sich die Flammen, von starkem Ostwinde getragen, in die weiteren Wirtschaften, so daß man in die eigenen Höfe eilte, um wenigstens das Vieh aus den Ställen zu treiben und das bißchen Hausinventar zu retten. Aber trotzdem verbrannten Vieh, Geflügel, landwirtschaftliche Maschinen, Wagen und Ackergeräte, mit den Scheunen Getreide und Heu, in den Kammern die schon gedroschene Frucht, Mehl usw. An eine Rettung all dieser Sachen war nicht zu denken, da in wenigen Minuten der ganze östliche Teil des Dorfes in Flammen stand. Von zwölf betroffenen Gehöften brannten acht vollkommen nieder, von drei weiteren blieben die nackten, vom Feuer stark beschädigten Häuser, im zwölften endlich die außerhalb der Windrichtung gelegene Scheune verwahrt. Dem Feuer fiel der größere Teil des Dorfes zum Opfer, und damit die einzigen drei deutschen Wirtschaften.

Es geht nun an alle unsere Volksgenossen der Ruf, das Elend der durch das Feuer Betroffenen teilweise zu lindern. Leiten wir eine Sammelaktion ein; ein jeder besteuere sich mit einem Betrag, sei es auch nur 10 Groschen, und überweise das Geld an das „Ostdeutsche Volksblatt" mit dem Vermerk „Für die Abgebrannten" in Reichau.

Bolechów. (Erstaufführung der Operette „Im Lenz, wenn Rosen blühen", von L. J. Enders.) Am 21. 8. d. Js. gelangte unter großer Anteilnahme des hiesigen Publikums die 3aktige Operette zur Aufführung, die ein Werk unseres talentierten, seiner künstlerischen Fähigkeiten wegen, weit über die Grenzen seiner Gemeinden bekannten Lehrer Enders ist. Das Sujet ist unkompliziert und deswegen sehr zu Herzen sprechend. In einem kleinen Dörfchen, Bummelsberg, bringt die Ferialverbindung der „Nibelunga" ihre Ferienzeit zu. Immer zu lustigen Vergnügungen den Anstoß gebend, sind die Studenten allgemein beliebt, beliebt auch bei dem Gastwirt des Dörfchens, Blasius Bäuchlein. In dem Bereich des Gasthauses spielt der erste Akt. Einer der Studenten, Bums benannt, fühlt eine innerlich sehr heiße, nach außen hin aber sehr schüchterne Liebe zu dem hübschen Töchterchen des Gastwirts. Mit großen Schwierigkeiten kommt sein Liebesgeständnis ans Tageslicht, jedoch der sehr materialistisch eingestellte Schwiegerpapa in spe will von einer Heirat nichts hören, es sei denn, daß Bums imstande wäre, seine Tochter bei hellem Tage zu entführen. Die Kommilitonen des unglücklichen Liebhabers erklären sich bereit, ihn nach Kräften zu unterstützen, und speziell einer von ihnen, ein witziger Kopf, namens Bierfisch, ist der Leiter der Konspiration. Auf dem Plan erscheint nun Dr. Falk, der Senior der Verbindung, der die Tochter des dortigen Landrats Friedheim liebt und von ihr wieder geliebt wird. Bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des Landrats, hält Dr. Falk um die Hand Rösleins an, wird jedoch von dem Landrat abgewiesen, der einen alten Groll gegen Falks verstorbenen Vater fühlt, da er ihm seine damalige Braut, Falks Mutter, abspenstig machte und heiratete. Röslein ist untröstlich, während Dr. Falk verreisen will. Unterdessen wird der Wirt von den Studenten zu einer Wette verleitet, die schriftlich festgelegt wird, und die der Wirt unterschreibt, nicht wissend, daß es seine Einwilligung zur Heirat seines Töchterchens mit dem Studiosus Bums ist. Er unterschreibt nämlich, ohne die Urkunde durchgelesen zu haben, da seine Brille plötzlich abhanden kommt, d. h., beiseite geschafft wird. Während er die Wette im Begriff ist, zu gewinnen, stiehlt Bums seine Liebste aus dem Hause. Ergötzlich ist die Szene, da dem genannten Wirt die Augen aufgehen und er einsehen muß, daß er zwar die Wette gewonnen, sein Töchterchen aber samt 50 000 Mk. Mitgift Bums geben muß. Unterdessen reut den Landrat sein Beschluß und er erscheint persönlich, um dem Paar seinen Segen zu erteilen. Bei der Gelegenheit treffen er und Falks Mutter zusammen, die alte Liebe wird wieder wach, und das typische „happy End" ist da. Drei verlobte Paare! Der Schlußchor im Dreivierteltakt, von allen Spielenden gesungen, verleiht dem Ganzen einen würdigen Abschluß. Hervorzuheben ist die äußerst talentvoll gespielte Rolle des Gastwirts, gegeben vom Bruder des Autors, Herrn Richard Enders. Er ist eine erstklassige Kraft, wie man sie bei Liebhaberbühnen selten findet. Von den Herrenrollen gefielen durch die fabelhafte Dynamik ihres Spiels vor allem die Herren Joseph Spieß als Bierfisch, weiter Joseph Fuhr als Schnorps, Lehrer Gerhardt als Fink, dann die durch besonnene Spielweise richtig wiedergegebene Rolle des Landrats, verkörpert von stud. thel. Johann Fuhr. Mit ruhiger Routine gab Frl. Sophie Spieß die Rolle Rösleins, während Frl. Minchen Faber das temperamentvolle Gastwirtstöchterchen spielte. Der Studiosus Bums, gespielt von Herrn Jakob Spieß, war prachtvoll in dem Duo mit Liesel, dem Gastwirtstöchterchen. Herr Georg Schienbein als Dr. Falk gab seine Rolle mit ruhiger Eleganz. Auch der Nachtwächter mit seinen weinseligen Liedern, gespielt von Herrn Peter Adam, war sehr gut als Typ. Von der Musik, die auch von Lehrer Enders stammt, wäre noch zu sagen, daß sie vielleicht an manchen Stellen noch zu schleifen, jedoch im großen ganzen melodiös und einschmeichelnd war. Das Stück aber muß als ein Gelungenes betrachtet werden. Die Beifallstürme, die durch das volle Haus brausten, gaben bestes Zeugnis von Lehrer Enders bühnenkünstlerischem Talent. Möge ihm dieses gelungene Werk ein Ansporn sein zu weiterem dichterischem Schaffen.

Münchenthal. (Unglücksfall.) Am 4. 10. d. Js. ereignete sich während dem Dreschen beim Landwirt Rudolf Lautsch ein Unglücksfall; dessen Töchterchen Irena wurde unglücklicherweise von der Kupplung der Dreschmaschine erfaßt und einige Male herumgeschleudert, so daß sie bewußtlos liegen blieb. — Das diene als Warnung allen unseren Landleuten: Kinder nie allein lassen.

Zeitschriften

Ausbildungsstätten für die weibliche Jugend. Unter diesem Titel bringt das Oktoberheft der Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur" eine Reihe von ausführlichen Berichten über: Gymnastikschulen, Gartenbauschulen, Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande usw., die als Ausbildungsstätten für heranwachsende Töchter vom Verband Deutsche Frauenkultur, der eine harmonische Ausbildung von Körper, Geist und Seele für die Frauen anstrebt, besonders empfohlen werden. — Ein feinsinniger Beitrag „Lebendiges Kunsthandwerk — Die Teppiche der Marion Vera Schmidt" von Bruno E. Werner, ist eine schöne Würdigung der Arbeiten dieser jung verstorbenen Künstlerin. Dr. Hanna Liebig schreibt Nachdenkliches über „Zeitenlauf — Lebenslauf — Jahreslauf". Allen, die in Erziehungsfragen Rat und Hilfe suchen, wird dieses Heft von großem Nutzen sein. Der Kleiderteil bringt praktische und festliche Kleider für Herbst und Winter. Die Anregungen zum Umwandeln getragener Gesellschaftskleider und die Schul- und Festkleidung für Jungen von 4—13 Jahren werden vielen besonders willkommen sein. Die Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur", Herausgeber: Verband Deutsche Frauenkultur E. V., erscheint im Verlag Otto Beyer, Leipzig. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen; Preis des Einzelheftes Rm. 1. Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitschrift durch die Ortsgruppen. Nähere Auskunft über den Verband und seine Ziele erteilt die Geschäftsstelle Nürnberg-A., Königstraße 3.

„Weißt du auch, wen du liebst?" Unter diesem Titel beginnt in der „Neuen J.-Z." Nr. 42 ein Roman von Fritz Gottfurcht, welcher das Schicksal einer jungen Bühnenkünstlerin schildert. In flottem Stil werden die einzelnen Erlebnisse und Schwierigkeiten erzählt. Gottfurcht versteht es, durch spannende Darstellung von einzelnen Szenen die Charaktere greifbar zu formen. Allen Freunden des Theaters können diese Ausführungen nur empfohlen werden. Der aktuelle Teil der „Neuen J.-Z." bringt die neuesten Aufnahmen von den Hindenburgfeiern in Berlin, von der Erdbebenkatastrophe in Griechenland, das Neueste von Bühne und Film und auf der Seite der „Dame" die Modeschöpfungen der Herbstsaison. Die hochinteressante Artikelserie „Politische Blutrache" wird fortgesetzt und außerdem enthält die „Neue J.-Z." eine reichhaltige Bildartikelserie über ein „Arbeitsdienstlager der Frauen". Alle Schleswig-Holsteiner und Freunde des Dichters Theodor Storm werden ihre Freude haben an den hochinteressanten Aufnahmen aus Husum. — Die „N. J.-Z." schafft dadurch allen ein interessantes Gedenkblatt. Die „Neue J.-Z." ist im Buchhandel für 20 Pfg. erhältlich.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen v. 6. 9. bis 12. 10. 1932, priv. Kurs 8.90 bis 8.9025

2. Getreidepreise pro 100 kg am 12. 10. 1932.

	Loco Verladestation	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut	22.75—23.25	24.75—25.25
Weizen Sammelladung	21.50—22.00	22.50—23.00
Roggen — einheitl.	14.50—14.75	16.50—16.75
Roggen Sammelladung	13.50—13.75	15.25—15.75
Mahlgerste	11.50—12.00	13.75—14.25
Hafer vom Gut	—	16.50—17.00
Hafer Sammelladung	12.75—13.25	15.25—15,75
Kleie Roggen	—	7.00— 7.25
Kleie Weizen	—	8.50— 9.00

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter		Sahne	Milch	Eier
	Block	Kleinpackung	24%		Schock
Vom 6. 10. bis 8. 10. 1932	3.40	3.60	1.30	0.25	5.20
Vom 10. 10. bis 12. 10. 1932	3.60	3.80	1.30	0.25	5.60

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Tatchristentum

Der Apostel der Liebe wird nicht müde, immer wieder dasselbe große Gebot der Liebe den Lesern seines Briefes einzuschärfen. Diese Liebe ist ihm geradezu das einzige untrügliche Zeichen der Wiedergeburt eines Menschen, denn in der Offenbarung der Liebe ist ihm das Geheimnis der Sendung Jesu beschlossen. Nur . . . daß sich niemand begnüge und betrüge mit einer Liebe, die nur Phrase und schöner Schein ist! Liebe mit der Tat und mit der Wahrheit, darauf kommt es ihm an (1. Joh. 3, 11—18). Darin ähneln seine Ausführungen denen im Jakobusbrief, der davor warnt, Hungernde und Frierende mit schönen Worten abzuspeisen. Tat aber ist nicht gemeint im Sinne einer sich zerreibenden Vielgeschäftigkeit, sondern als Aeußerung eines für die Not des andern aufgeschlossenen Herzens. Wie wichtig ist das! In der Anerkennung der Notwendigkeit der Hilfe für notleidende Menschen dürften alle eins sein. Man erläßt soziale Gesetze, man trifft allerlei gutgemeinte Anordnungen, man bemitleidet die Millionen Arbeitsloser in unseren Tagen, aber wie weit ist der Weg von der Theorie zur Praxis, vom Wort zur Tat! Wie soll die Welt glauben an einen Gott der Liebe, wenn diejenigen, die Ihn verkündigen, nicht in der Liebe stehen und handeln? Hat der Herr sein Leben für uns gelassen, müßte nicht die Bereitschaft der Christen viel größer sein, ihr Leben für die Brüder einzusetzen? Unser Leben zu lassen, das ist ja eine Forderung, die in der Regel für uns Menschen von heute auf diesem Gebiet gar nicht in Betracht kommt, aber sollten wir nicht noch auf viel mehr Lebensgüter und Behagen, Bequemlichkeit, Annehmlichkeit, überflüssige Dinge verzichten können, um andern zu helfen? Nicht, die Herr Herr sagen, sondern die den Willen des Vaters tun, Tatchristen allein kann Er als die Seinen erkennen. Laßt uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit. An solcher Tat allein wird es offenbar, ob die Liebe Gottes bei uns bleibt und in uns lebendig ist.

D. Blau-Posen.

Das Massenwunder in der Sargasso-See

Wer in einer Fischhandlung Aale liegen sieht, ahnt nicht, daß diese so gewöhnlichen Tiere zu den rätselhaftesten Lebewesen gehören.

Alle Ströme und Flüsse, jeden kleinen Bach, jeden Teich bewohnen sie. Freßgierig wüten sie unter den kleinen wie großen Mitbewohnern. Nie mangelt es ihnen an Nahrung. So schaffen sie sich das fetteste Fleisch unter allen Fischen.

Doch so groß ein Aal auch geworden sein mag: niemals findet man in ihm entwickelte Fortpflanzungsorgane. Das wußte schon Aristoteles — weshalb er glaubte, daß der Aal aus dem Schoß des Meeres entstünde.

Plötzlich, im Herbst, hören alle erwachsenen Aale Europas auf zu fressen und schicken sich an, ihr Wohngebiet zu verlassen — obwohl es doch auch weiterhin alle Existenzmöglichkeiten geben würde. Aus Bächen und Flüssen, Teichen und Seen, die Abflüsse haben, schwimmen sie wie auf Kommando abwärts gegen das Meer.

Was ist die Ursache? Worin besteht das Zeichen zu dieser ungeheuren Massenwanderung von vielen Millionen Fischen aus Spanien und Rußland, aus Norwegen und Sizilien?

Jetzt legt der Aal auch sein Süßwassergewand ab. Der gelbe Bauch und sein grauer Rücken schwinden. Dafür schafft er sich ein Prachtgewand an. Der Bauch wird silberweiß, und in silbrigem, metallenem Glanz erstrahlt auch sein ganzer Leib. Nun braucht er sich vor seinen buntgekleideten Vettern im Ozean nicht zu schämen. Sein Kopf erhält eine spitzige Form, um die Wasserschichten auf seiner viele tausend Kilometer langen Reise leicht durchschneiden zu können. Das Auge wird um vieles größer und dadurch zum Sehen im Meere geeigneter. Dagegen verkümmern die Eingeweide.

Drei Monate dauert diese Umkleidung. Aus dem Gelb- oder Freßaal wird der Blankaal, der als Wegzehrung das im Körper reichlich aufgespeicherte Fett benutzt — ein Fett von sehr hohem Verbrennungswert.

Im Mittelpunkt aller dieser Veränderungen steht die Entwicklung der Geschlechtsdrüsen. Etwa zehn Millionen Eier reisen im Leibe der Weibchen während der Reise.

Mit unfaßbarer Sicherheit finden die Aale ihren Weg auf die 6000 Meter tief gelegenen Laichgründe in der Sargasso-See im Atlantischen Ozean. Die aus den russischen und schwedischen Gewässern in die Ostsee gelangten Aale finden genau den einzigen Zugang in die Nordsee durch das Kattegatt und das Skagerrak. Hier nehmen sie mit den aus den benachbarten Landgebieten zustoßenden Fischen Richtung zum Aermelkanal und kommen so auf dem kürzesten Weg in den Atlantischen Ozean.

Und doch befindet sich kein Tier unter ihnen, das schon einmal diesen Weg zurückgelegt hat! Welche Kraft dirigiert sie so genau hinaus auf den Ozean? Was sind die Wegweiser?

Doch des Wunderbaren nicht genug! Was zwingt diese unermeßlichen Fischscharen, daß sie nicht auf den bald erreichten Tiefen von 2000 bis 4000 Meter bleiben, sondern über die 2000 bis 3000 Meter vom Meeresgrund aufragenden Gebirge mit ihren Tälern und Gipfeln auf- und niedersteigen, um ihr Wanderungsziel in der bis 6000 Meter tiefen Mulde zwischen Mittelamerika und dem mitten durch den Atlantischen Ozean streichenden untermeerischen Gebirgszug in der Sargasso-See zu finden?

Zugleich mit dem europäischen Aal kommen auch die einer andern Art zugehörigen nordamerikanischen Aale in die Tiefseegebiete der Sargasso-See. Doch verteilen sich die beiden Aalarten — soweit wir dies aus den Untersuchungen des dänischen Forschers Johannes Schmidt wissen — dort auf getrennte Gebiete, die sie gegenseitig nicht überschreiten.

Wie lange die Reise bis auf die 6000 Meter tiefen Gründe in der Sargasso-See dauert, wissen wir nicht. Man veranschlagt sie auf mindestens ein Jahr. Auch die reifen Eier und die aus ihnen schlüpfenden jüngsten Stadien kennt man heute noch nicht. Erst die größeren, in der Form weidenblattähnlichen Larven sind bekannt. Sie steigen aus der Tiefe empor; und mit feinen Netzen hat man sie wiederholt in einiger Menge im Gebiet der Sargasso-See bis zu den Bermudas-Inseln gefangen.

Nun hebt wieder eines von den großen Rätseln an. Jetzt wandern die glashellen Larven beider Arten gemeinsam nordwärts. Sie erreichen innerhalb eines Jahres die Breite der Bermudas-Inseln. Hier verabschieden sich die beiden Larvenarten voneinander. Die amerikanischen schwimmen westwärts — ihre flache Form, wie ein Weidenblatt, wandelt sich dabei zu streichholzdicken, aber noch immer durchsichtigen Glasaalen um, die erst jetzt zu fressen beginnen. Sie gehen in die Flüsse und Ströme von Florida bis Kanada, aus denen frühestens vor einem Jahre ihre Eltern die Seereise antraten.

„Mein alter Herr"

Er hat einen burschikosen Klang, dieser Ausdruck „Mein alter Herr", den man heute sehr häufig aus dem Munde junger Leute hören kann. Er stammt wohl aus dem studentischen Sprachgebrauch, hat aber inzwischen darüber hinaus eine weite Verbreitung gefunden. Ist er bloß die Frucht einer flüchtigen Modelaune? Oder verbirgt sich dahinter nicht vielleicht etwas Tieferes, eine Umstellung im Verhältnis des Sohnes zu seinem Vater? „Alter Herr" — darin liegt kaum mehr etwas von einer inneren Verbundenheit zwischen Vater und Sohn; darin wird vielmehr eine Loslösung der Seele des Jugendlichen vom Vater sichtbar. „Alter Herr" — der Vater ist der Aeltere, der Angehörige einer anderen Generation. Freilich, er hat noch Herrschaftsrechte; man liebt ihn auch, denn er ist der joviale, verständnisvolle und gebefreudige Herr. Aber das, was in dem Vollklang des Wortes „Vater" zum Ausdruck kommt, ist entleert. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist ärmer geworden. — Es ist nur ein beliebtes Wort, flüchtig und ohne Bedacht hingesagt, dieses „Mein alter Herr". Aber wer seine Ohren hat, der hört aus diesem flüchtigen Wort eine Not heraus, die nicht zu den geringsten Nöten unserer kranken Zeit gehört.



Grün ist die Heide

Was in der Welt geschah

Alle Kantoratsschulen in Wolhynien geschlossen. Mittels Schreiben vom 20./22. September d. Js. hat das Schulkuratorium in Równe allen Kantoren in Wolhynien die Unterrichtserlaubnis entzogen. Etwa 80 Kantoren sind somit ihres Amtes enthoben und dürfen im begonnenen Schuljahr den Unterricht nicht mehr erteilen. Dadurch wären ungefähr 3000 Kinder jeden Schulunterrichtes beraubt, denn selbst die bestehenden polnischen Schulen sind überfüllt und können keine Kinder mehr aufnehmen. Es ist den Pfarrämtern das Recht der Berufung beim Unterrichtsministerium binnen 14 Tagen zugestanden, und es ist anzunehmen, daß alle Pfarrämter von diesem Recht Gebrauch machen werden. Alle Gemeinden müssen bestrebt sein, die deutsch-evangelischen Schulen um jeden Preis zu erhalten, und daher müssen sie die Schulen mit qualifizierten Kräften besetzen. Da darf kein Opfer zu hoch und keine Mühe zu groß sein, denn es geht um die Erhaltung unseres Glaubens und unseres Volkstums.

*

Oesterreich eine Kolonie Frankreichs. Der ständige Vertreter der österreichischen Regierung beim Völkerbund, Pflügl, hat nach französischen Mitteilungen im Auftrage seiner Regierung beim französischen Kriegsminister Paul-Boncour einen Schritt unternommen und darauf hingewiesen, daß die österreichische Regierung lebhafte Beunruhigung über eine Zusammenkunft der Großmächte zur Behandlung der Abrüstungsfragen außerhalb Genf empfinde. Die österreichische Regierung hat sich damit dem Vorgehen der Tschechoslowakei, Polens, Rumäniens, Südslawiens und Belgiens angeschlossen und sucht damit in Uebereinstimmung mit diesen Mächten und den offiziellen Standpunkt der französischen Regierung eine Behandlung der deutschen Gleichberechtigungsforderung unmöglich zu machen. Der Schritt des österreichischen Gesandten hat in Genfer internationalen Kreisen Befremden erregt, da man ein derartig offenkundiges Abrücken von Deutschland nicht erwartet hat.

*

Der Ausverkauf beginnt. Vor kurzem wurde erst gemeldet, daß die Mehrheit des Verlages der „Neuen Freien Presse" in Wien in die Hände des französischen Verlagsunternehmens „Agence économique et financière" übergegangen sei. Nach Informationen des „D. H.-D." liegt jetzt von französischer Seite bei den Vereinigten Stahlwerken ein Angebot auf Uebernahme des Aktienpaketes der „Alpine Montangesellschaft" vor. Von dem Aktienkapital von 60 Millionen Schilling der Alpine Montangesellschaft besitzen die Vereinigten Stahlwerke die Mehrheit. Es ist nicht anzunehmen, daß die Vereinigten Stahlwerke auf dieses Angebot eingehen werden, da sie erst vor wenigen Wochen erklärt haben, daß keine Rede davon sein könne, sich gerade dieser Beteiligung zu entledigen. Die Alpine Montangesellschaft habe noch für das vergangene Jahr einen verhältnismäßig günstigen Abschluß vorlegen können, und das Produktionsprogramm der Gesellschaft ergänze sich nach mancher Richtung hin in wertvoller Weise mit dem der Vereinigten Stahlwerke.

*

Beschränkung der Autonomie der Universitäten. Das polnische Unterrichtsministerium arbeitet, wie aus Regierungskreisen verlautet, seit längerer Zeit an dem Entwurf einer Gesetzesnovelle, durch welche die Autonomie der polnischen Universitäten eine erhebliche Einschränkung erfahren soll. Angeblich soll vor allem die freie Wahl der Universitätsrektoren in Zukunft unterbunden und mindestens die Bestätigung der von der Universität gewählten Rektoren durch das Unterrichtsministerium vorgeschrieben werden. Wie es heißt, ist die Vorbereitung dieser Novelle auch der Anlaß zu dem Besuch gewesen, den vor einigen Tagen die Rektoren der polnischen Universitäten dem Staatspräsidenten gemacht haben. Die Rektoren sollen bei dieser Gelegenheit gegen dieses Projekt Verwahrung eingelegt haben.

*

Der Kirchenkampf in Mexiko. Das Parlament des mexikanischen Staates Veracruz nahm eine Vorlage an, die alle katholischen Priester ihres Bürgerrechts für verlustig erklärt und der Regierung Vollmachten gibt, unverzüglich alle Güter der Kirche zu säkularisieren.

*

Schmuggel mit Hilfe gefälschter Diplomatenpässe. Vor der Finanzstrafkammer Warschau fand ein aufsehenerregender Prozeß seinen vorläufigen Abschluß. Wegen Begünstigung des Seidenschmuggels aus Frankreich nach Polen auf Grund gefälschter Diplomatenausweise wurde der Referent der Strafabteilung der Zolldirektion Warschau, Eugen Wrzesiński, zu vier Jahren Gefängnis, 160 000 Złoty Geldstrafe und zur Tragung von 20 000 Złoty Gerichtskosten verurteilt. In der gleichen Strafsache wurde der Zollexpedient Jurek Szlagman zu drei Jahren Gefängnis, 460 000 Złoty Geldstrafe und Tragung von 40 000 Złoty Gerichtskosten verurteilt, der Zollbeamte Lewicki zu einem Jahr Gefängnis und 80 000 Złoty Geldstrafe, der Beamte der Zollnebenstelle auf dem Warschauer Hauptbahnhof, Eugen Gembowski, zu einem Jahr Gefängnis und 80 000 Złoty Geldstrafe. Das Verfahren gegen den Hauptangeklagten, den Seidenschmuggler Szaja Grünblatt wurde abgetrennt, da er gegenwärtig flüchtig ist.

*

Heldenmütiger Flugzeugführer. In der Nähe von Guildford in Surrey (England) ist ein Armeebombenflugzeug mit sechs Mann Besatzung abgestürzt. Der Flugleutnant blieb am Steuer, bis die übrigen abspringen konnten und wurde mit dem Flugzeug zerschmettert und verbrannt. Auch der zweite Fliegeroffizier an Bord wurde getötet, weil er als letzter und zu spät absprang und sein Fallschirm sich nicht mehr öffnete. Die übrige Mannschaft erreichte unverletzt den sicheren Boden.

*

Ein vieräugiger Fisch. Eine von Professor Crocker von der Kalifornischen Akademie der Wissenschaften geleitete Expedition kehrte jetzt reich mit Beute beladen von den Gewässern des Pazifischen Ozeans nach San Franzisko zurück. Die Expedition hatte in sechs Monaten ungefähr neuntausend Meilen zurückgelegt und hauptsächlich die noch wenig bekannten Inselgruppen in der Nähe der mexikanischen und zentral-amerikanischen Küste erforscht. Eine der interessantesten Species, die Dr. Crocker mitbrachte, ist ein vieräugiger Fisch, der nur in dem flachen Wasser eines kleinen Küstenflusses in Honduras vorkommt. Dieser Fisch schwimmt genau unter der Oberfläche des Wassers, er hat zwei Augen auf dem Oberteil des Kopfes, mit denen er die Luft über dem Wasser nach Insekten absucht, und zwei Augen unterhalb des Maules, die zum Erkunden des Flußbodens dienen.

*

Das letzte weißrussische Gymnasium geschlossen. Der Angriff der polnischen Unterrichtsbehörden gegen das in Wilna seit dem Jahre 1919 bestehende letzte weißrussische Gymnasium hat vollen Erfolg gehabt. Das Gymnasium hat, weil die ihm zustehenden Gelder aus der Staatskasse nicht bewilligt worden sind, und weil man ihm weder Lehrer noch Direktor bestätigt hat, das neue Schuljahr nicht beginnen können. Obendrein hat die Stadt Wilna das Gymnasium noch aus dem städtischen Gebäude, in dem es 13 Jahre lang untergebracht war, exmittieren lassen. Das Gymnasium ist auf diese Weise eingegangen. Jetzt soll bei den beiden polnischen Staatsgymnasien in Wilna und Nowogródek eine Reihe von Sonderklassen mit Unterricht in der weißrussischen Mundart eröffnet werden.

*

Der Mann ohne Schlaf †. In Budapest ist in einer Klinik einer der interessantesten und in der Oeffentlichkeit meistbekannten Patienten, der Buchhalter Cornelius Szekely, nach 16jähriger Schlaflosigkeit gestorben. Er hatte im Kriege als Oberleutnant eine schwere Kopfverletzung erlitten und konnte seit 16 Jahren nur mit Hilfe der stärksten Schlafmittel ein bis zwei Stunden schlafen.

*

Sensationelle Tuberkulose-Heilerfolge. Der Wiener „Morgen" berichtet über aufsehenerregende Tuberkuloseheilerfolge des Wiener Arztes Dr. Ernst Klein durch Inhalation eines von ihm gewonnenen neuen Heilstoffes, dessen chemische Herstellung aus Luftproben der verschiedenen klimagegenden Österreichs gelang, so daß es in einem Inhalationsraum zur Zerstäubung und zur dosierten Einatmung den Patienten gegeben werden kann. Von bisher 120 nach dieser Methode behandelten Patienten waren etwa 40 Bazillenhuster, die anderen hatten sog. geschlossene Tuberkulose. Von den ersteren sind 80 Prozent bazillenfrei geworden.



Rivalen

Die Hirschbrunst hat wieder begonnen.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(3 Fortsetzung.)

Toni lächelte: „Keine Angst, Herr von Hollerbek! Ich bleibe Sekretärin. Aber . . . ich darf doch hin und wieder ein wenig mitmachen?"

„Mitmachen? Wie meinen Sie das?"

„Ich möchte reiten lernen, möchte manches von der Zirkuskunst kennen. Nicht, um in der Manege das Publikum zu begeistern, sondern mehr als Sport."

„Aber bitte, Fräulein Hardenberg, in Ihrer freien Zeit dürfen Sie tun, was Sie mögen. Unsere Künstler werden es sich zur Ehre anrechnen, Sie zur vollendeten Artistin zu erziehen."

„Nein, nein, das will ich nicht!" lachte Toni vergnügt. „Ich freue mich, daß ich eine so angenehme Tätigkeit bei Ihnen gefunden habe"

„Das ist schön!" sagte Hollerbek dankbar.

* * *

Kapitän Günther arbeitete mit seinen dressierten Seehunden und unterhielt sich nebenher mit dem Zwerg Bohne, der mit seinen beiden Zwergpferdchen in der Manege eine neue Nummer einstudierte.

„Hübsche Deern, Charles!"

„Die neue Sekretärin vom Alten? Knorke, Willem! Und Grütze scheint sie zu haben. Kriegt allerhand im Büro zu tun. Der Markolf hat ohnehin den ganzen Zimt satt, das liegt ihm nicht."

„Ist begreiflich, mir würde so'n Zeugs ooch keen Spaß machen! Wat so Schreiberei is . . . nee, mein Junge, dat is nich für Vater Günther. Aber hoffentlich hat das Mädel Energie!"

„Was braucht sie Energie! Wenn sie nur gut mit der Schreibmaschine fort kann!"

„Dat meine ick nich, Charles! Ick meine mit dem Petersen, dat is 'ne Schweinerei! Tschä!"

„Mit dem langen Petersen? Ja, der Alte vertraut ihm blind! Den kann er betrügen, wie er will. Ob das Mädchen da was tun kann?"

„Warum nicht! Wenn sie man scharfe Kontrolle einführt, dann kommt doch der ganze Schwindel raus!"

„Ja, wenn Sie es nur tut, Willem!"

Dann beugte sich der alte Seebär vor und sagte mit verschmitztem Gesicht zu dem Clown: „Wenn die mich nehmen würde, Donnerkeil . . . ich würde mein Junggesellentum sofort an den Nagel hängen. Tschä!"

Bohne lachte auf.

„Feuer gefangen? Willem, uff deine alten Tage, nimm dir in acht! Nen Löwen hat sie gebändigt, was wird sie da mit dir altem Seehund anfangen."

Jetzt lachte auch Kapitän Günther mit.

„Tschä, ein hübsches, liebes Kind! So blanke Augen. Weißt du, die Art hat mir immer gut gefallen. Aber . . . ich . . . ich habe der Art . . . nie gefallen! Tschä! Bleiben wir Junggeselle."

* * *

Toni sitzt neben Markolf im Büro, der sie in die neue Materie einführt.

Sie ist etwas befangen in der Nähe des schönen Mannes. Verstohlen betrachtete sie ihn hin und wieder. Er gefällt ihr sehr gut. Markolf hat etwas Frisches, Unbekümmertes, beinahe Jungenhaftes in seiner Art und ist dabei so vornehm und zart, ganz wie sein Vater.

In charmanter, liebenswürdiger Weise erklärt er und macht es ihr leicht, ihm zu folgen.

„Wir haben zwei Kräfte für die Kasse, die tagsüber noch mit anderen Arbeiten beschäftigt sind. Das sind Herr Truck und Herr Bodenstein. Zwei ältere Herren, die schon lange bei uns sind. Zuverlässig, gründlich, verlieren auch im stärksten Andrang nicht den Kopf. Die beiden Herren werden mit Ihnen abrechnen. Auch die vereinnahmten Gelder werden an Sie weitergegeben. Ihre Aufgabe ist es in erster Linie, die Abrechnungen zu prüfen und über jede Vorstellung am nächsten Tage meinem Vater die geschlossene Abrechnung vorzulegen."

„Jawohl, das ist einfach, das wird klappen! Aber was tue ich mit dem Gelde?"

„Das Geld kommt in den Tresor. Wir zahlen allwöchentlich die Gagen aus. Jeden Morgen wird Sie das Auto zur Bank bringen, wo Sie achtzig Prozent der Summen einzahlen. Der Rest bleibt im Tresor, weil wir hin und wieder auch Barzahlungen haben. Zahlungen werden nur geleistet, wenn sie das Signum meines Vaters oder meines tragen. Wir bezahlen, was irgendwie geht, mit Bankscheck. Die Formulare liegen hier im Tresor. Sie füllen jeweils die Schecks aus und legen sie meinem Vater zur Unterschrift vor. Da es aber nicht immer klappen wird, daß Sie meinen Vater oder auch mich antreffen, wenn eine Zahlung zu leisten ist, so werden Sie ein Heft mit unterschriebenen Blankoschecks erhalten."

„Sie haben viel Vertrauen zu mir!"

Markolf sah sie freundlich an, dann sagte er einfach: „Alles Vertrauen haben wir zu Ihnen! Wir wissen, daß Sie uns nicht enttäuschen werden."

„Gewiß nicht, Herr von Hollerbek."

„Ich bin sogar überzeugt, in einigen Tagen wird Ihnen mein Vater Vollmacht erteilen. Im Vertrauen gesagt . . . mir wie meinem Vater liegt der ganze geschäftliche Kram nicht. Wir brauchen, um uns frei entfalten zu können, einen Menschen, auf den wir uns blind verlassen können."

„Das soll ich sein?" Tonis Herz schlug heftig vor Freude.

„Das sind Sie! Oh, wir kennen die Menschen und haben gute Augen im Kopfe. Hören Sie weiter. Hier sind die Gagenpläne. Es ist genau ersichtlich, was jeweils zu zahlen ist. Hier ist ferner eine Aufstellung über mehr oder weniger regelmäßige Zahlungen."

Alles wurde genau durchgesprochen, bis zum Schluß die Uebernahme der Kasse durch Toni erfolgte.

Als Markolf fertig war, atmete er auf und sah Toni lachend an.

„Gott sei Dank!" sagte er fröhlich, „daß ich den ganzen Krempel los bin."

* * *

Markolf suchte Li auf, die gerade mit ihren Girls probte. Sie war eine strenge Lehrmeisterin, aber es sei ihr zugestanden, sie machte aus ihren Mädels was und konnte mit ihrer exakten Truppe überall in Ehren bestehen.

Das Bemerkenswerte an Li war ihre absolute Ruhe und Selbstbeherrschung. Sie hatte ihrem starken Temperament Zügel angelegt, und nur selten kam es vor, daß ihre heiße Natur Gewalt über sie bekam. Wer sie nicht kannte, schätzte sie falsch ein. Li wußte aber, daß anerzogene Kühle, Sicherheit und Beherrschtheit wertvolle Waffen im Leben und auch . . . im Kampfe um den Mann waren.

Li lächelte, als Markolf zu ihr trat.

„Morgen, Mark!"

„Guten Morgen, Li! Fertig mit der Probe?"

„Nein, mein Lieber. Wir haben eben begonnen! Aber . . . allons . . . packt euch . . . wir proben am Nachmittag."

Das ließen sich die Mädels nicht zweimal sagen. Wie eine aufgescheuchte Herde stoben sie davon.

„Hast du das kleine Fräulein eingeführt?" fragte Li nicht ohne Spott.

„Habe ich! Uebrigens klein ist sie nicht, die wird deine Größe haben."

„Schließlich ist sie auch so schön wie ich!"

„Weißt du das so genau, Li?" lachte Markolf.

Trocken entgegnete sie: „Ich habe einen Spiegel und sehe auch die anderen Menschen! Wie gefällt dir denn die Kleine?"

„Sie ist reizend! So frisch und unverdorben, und ich denke, auch sehr tüchtig. Ich bin froh, daß ich mit der Büroarbeit nichts mehr zu tun habe."

„Das begreife ich! Sag' mal, dein Vater hat wohl viel Vertrauen zu der Kleinen?"

„Wieso interessierst du dich so lebhaft für die Neue? Sie wird ihre Arbeit tun. Jeder tüchtige Mensch ist uns wertvoll! Schluß damit!"

„Mein lieber Junge . . . ich denke ein wenig weiter! Ich denke daran, daß du einmal . . . sehr, sehr leichtlebig warst und deine Augen auf so manches einigermaßen schöne Mädchen warfst."

„Das ist mehr als übertrieben!"

„Vielleicht! Aber das Mädel im Büro ist hübsch, bestimmt, wenn sie sich richtig aufmacht, vielleicht sogar sehr hübsch. Du kommst immer mit ihr zusammen! Ich werde nicht dulden, daß . . .!"

„Sprich nicht weiter! Das ist ja alles Unsinn! Hast du Grund zu klagen, seit ich dich kenne . . . und liebe? Wenn du willst . . . sage mir, wann wir heiraten wollen. Ich rede heute noch mit meinem Vater."

Sie sah ihn lange unverwandt an.

„Liebst du mich wirklich, Mark?"

„Ich liebe dich, Li!" antwortete er einfach.

„Aber dein Vater will nicht, daß ich deine Frau werde."

„Ja!" bekannte er zögernd. „Mein Vater . . . mag dich nicht! Das weißt du. Du kennst auch den Grund. Damals, als du mit der Peitsche deine Mädels traktieren wolltest . . ."

„Es geht im Leben manchmal nicht ohne Peitsche."

„Wir wollen darüber nicht streiten. Sage mir, was du zu tun beabsichtigst!"

„Noch ein wenig warten, mein Lieber!"

Markolf sah finster vor sich hin. „Warten . . . warten! Seit Monaten sagst du mir das! Ich will nicht mehr warten!"

Sie trat dicht zu ihm hin und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Noch vier Wochen . . . nur noch vier Wochen, Mark!"

Dann küßte sie ihn, heiß und leidenschaftlich, und der Kuß besiegte den Widerstand.

„Vier Wochen!" wiederholte Markolf leise. „Gut, Li, die will ich noch warten."

* * *

Toni saß in der Kantine des Zirkus und nahm ihr Abendbrot ein. Es gab Erbsenmus, Sauerkraut und Schwarzfleisch, außerdem Nudeln mit Rindfleisch. Die Artisten bevorzugten das letztere aus sehr begreiflichen Gründen. Aber Toni hatte einen Riesenhunger und hatte sich für die Erbsen entschieden.

Darüber war der dicke Koch, Amandus Klütz, der hin und wieder als Clown aushalf, glücklich, denn Erbsen waren auch sein Leibgericht.

Er setzte sich, als Toni ihr Abendbrot beendigt hatte, zu ihr und blinzelte sie vergnügt an.

„Hat's geschmeckt?"

„Prima! Sie verstehen den Laden!"

„Klar, wo ich zwei Jahre bei der Hapag als Koch gefahren bin."

„Da haben Sie sicher keine Erbsen mit Sauerkraut gekocht?"

„Haben Sie eine Ahnung! Stand nur unter einem anderen Namen auf der Karte. Also Sie machen nun hier den ganzen Bürokram?"

„Ja!"

„Bon! Da werden wir manchmal auch zusammen zu tun haben. Das heißt . . . eigentlich kaum, denn den ganzen Salat für die Küche kauft Petersen ein, der lange Schlot. Kennen Sie ihn schon?"

„Habe noch nicht das Vergnügen gehabt!"

„Vergnügen, au Backe! Den Petersen müßten Sie mal überwachen. Der macht lange Finger!"

„Wie ist denn das möglich?"

„Ganz einfach, er genießt das unumschränkte Vertrauen der Chefs. Nichts zu machen! Da gibt's keine Kontrolle, bewahre! Wenn ich hier zwanzig Pfund Fisch kriege, und die Rechnung lautet auf dreißig Pfund . . . da kräht kein Hahn danach."

„Das wäre ja schlimm!"

„Ist auch schlimm! Fragen Sie Görik und Günther, die klagen auch. Die ganze Stallbelegschaft klagt. Zu wenig zu fressen kriegen die Tiere. Sagt man Hollerbek was, dann wird er grob und sagt: „Ich ersehe an den Rechnungen, daß genügend gekauft wird."

„Dann werden wir Petersen auf die Finger gucken!"

„Tun Sie das mal! Ich helfe mit! Von morgen ab wiege ich alles was kommt nach und schreib's Ihnen auf. Da können wir ihn fassen! Neulich hat er mir ein paar Lungen geliefert, ich habe sie gar nicht verarbeitet. Hatte eine Ahnung, daß sie von verworfenem Vieh sein könnten."

„Schön, Herr Klütz, ich will dem Zirkus nützen und werde meine Augen offenhalten."

„Da kommt Petersen," flüsterte der Koch und erhob sich.

Toni blickte nach dem Eingang. Dort stand ein schlanker, großer Herr, elegant, wie aus dem Ei gepellt, Lackschuhe und Gamaschen, mit wichtigem Gesicht, als sei er der Großmogul selber.

Langsamen Schrittes kam er auf Toni zu: „Sind Sie fertig mit dem Essen, Fräulein?"

Toni blickte ihn ganz unschuldig an.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte sie harmlos. Klütz und die anderen Artisten, die gerade anwesend waren, schmunzelten.

„Ah so! Sie kennen mich noch nicht! Aeh . . . Arno Petersen . . . . Zur Orientierung, mir obliegt der ganze Ankauf von Futter, Nahrungsmitteln und anderen Materialien."

„Angenehm, mein Name ist Toni Hardenberg. Sie dürfen sich setzen!"

Petersen war ehrlich verblüfft, und das Gesicht, das er machte, war nicht gerade geistvoll zu nennen.

„Sie sind von einer überragenden Güte, meine Gnädige!" sagte er dann voll Spott.

„Und Sie von einer überragenden Größe, mein Herr!"

Jetzt lachte Klütz auf, es war ihm so herausgefahren. Die anderen Zuhörer kicherten mit. Petersen wurde rot vor Aerger.

„Ich verbitte mir solche Scherze! Habe nicht viel Zeit. Ich brauche das Geld! Hier ist die Rechnung. Herr von Hollerbek hat sie bereits signiert."

„Es ist gut, sobald ich fertig bin, werde ich den Scheck ausstellen."

„Bargeld brauche ich! Ich kaufe nur bar ein. Herr Hollerbek hat Sie doch darüber unterrichtet."

„Herr Hollerbek hat mich nicht unterrichtet. Ich habe Order, wenn es irgendwie geht, Schecks zu schreiben. Ich muß erst Herrn Hollerbek fragen!"

„Ich habe keine Zeit bitte bemühen Sie sich ins Büro! Zahlen Sie den Betrag der Rechnung aus."

Er sprach das in einem so arroganten, unverschämten Tone, daß das Mädchen vor Aerger rot wurde. Aber es behielt seine Ruhe.

Hoheitsvoll von unten bis oben sah ihn Toni an.

Dann rief sie dem Koch zu: „Herr Klütz, bringen Sie mir, bitte, doch ein Kompott!"

Das warf den arroganten Herrn Petersen aus dem Gleichgewicht.

Er schlug auf den Tisch, daß die Teller klapperten. „Das ist eine Unverschämtheit!"

„Mein Herr!" nahm Toni unter größter Spannung der Anwesenden wieder das Wort. „Die Unverschämtheit liegt auf Ihrer Seite. Scheinbar wissen Sie nicht, wie man mit einer Dame umgeht. Ich lasse mir das nicht bieten. Ich arbeite nicht nach dem Acht-Stunden-Schema, aber eine Viertelstunde will auch ich Ruhe haben. In fünf Minuten treffen Sie mich im Büro. Eins will ich Ihnen noch sagen: Wenn Sie mir anständig gekommen wären, dann hätte ich Ihren Wunsch erfüllt. Also in fünf Minuten, Herr Petersen!"

Damit wandte sie sich ihrem Kompott zu.

Petersen verging bald vor Wut.

„Gut, ich werde mich bei Herrn von Hollerbek beschweren! Sie werden fliegen, meine Gnädigste!"

Damit schritt er dem Ausgang zu, während ihm Toni laut nachrief: „Halten Sie sich an, Herr Petersen!"

Als Petersen draußen war, da lachte alles. Wahrlich, das war eine, die nahm es nicht nur mit Löwen, sondern auch mit Flegeln auf.

Klütz aber sagte strahlend: „Einen Kuß möchte man Ihnen geben! Das haben Sie fein gemacht!"

Und alle stimmten ihm zu. Toni aber hatte das Gefühl, unter guten Freunden zu sitzen.



* * *

Petersen kam erst eine halbe Stunde später ins Büro.

Stumm reichte er Toni die Rechnung. Darauf stand: Herr Petersen erhält alle Rechnungen bar ausgezahlt!

Wortlos zählte sie Petersen das Geld vor und ließ quittieren.

„Herr von Hollerbek wird Sie noch geraderücken, meine Verehrteste!" sagte er zum Abschied.

Toni lächelte nur zu diesen Worten.

Als Petersen draußen war, wandte sie sich der Rechnung zu. Sechsundzwanzig Zentner Hafer, vierundzwanzig Ballen Preßstroh, geliefert von der Firma Esch, stand da.

„Gleich einmal nachkontrollieren," sagte sich Toni und ging in die Ställe, wo man schon Vorbereitungen für die Abendvorführung traf. Alle Stalleute waren eifrig beschäftigt.

Der erste Stallmeister, Marquardt, ein Mann hoch in den fünfzig, aber schlank wie ein Jüngling, merkte, daß er gesucht wurde.

„Sie suchen mich sicher, Fräulein Hardenberg," sagte er freundlich.

„Ja! Herr Petersen hat mir da eine Rechnung präsentiert über Hafer und Stroh!"

„Ah . . . der Mist, den uns Esch geliefert hat?"

„Sind Sie nicht zufrieden damit?"

„Nein, der Hafer ist minderwertig, miserabel. Dreck! So schlecht haben wir ihn noch nie gehabt."

„Das ist interessant! Ich will jetzt einmal eine Kontrolle einführen. Wissen Sie noch, was geliefert worden ist?"

„Ganz genau! Vom Hafer sind fünf Sack verfüttert. Achtzehn Zentner stehen noch da in den Original-Säcken."

„Das wären ja nur dreiundzwanzig, hier steht doch sechsundzwanzig!"

Der Stallmeister zuckte die Achseln. „Ja, es waren nur dreiundzwanzig Sack. Nicht einer mehr. Strohballen . . . das kann ich nicht genau sagen, wieviel es waren. Aber wenn Sie wünschen . . ."

„Ich bitte darum, melden Sie mir jedesmal, was Sie erhalten haben. Es muß doch eine Kontrolle geben. Das geht nicht anders!"

Der Stallmeister strahlte über das ganze Gesicht.

„Fräulein Hardenberg, ein Glück, daß damals der Caesar ausgebrochen ist. Sonst hätten wir Sie nicht hier! Ja, schauen Sie dem Petersen nur gründlich auf die Finger. Wir denken alle, daß er nicht sauber ist."

„Ich habe davon gehört. Ich will aber Herrn Petersen nicht verdächtigen. Für mich handelt es sich nur um die Kontrolle. Ich bin kaufmännisch geschult und will kaufmännisch alles regeln."

„Bravo!"

* * *

Die Abendvorstellung war wieder sehr gut besucht. Hollerbeks waren zufrieden. Gottlob, das Berliner Geschäft ließ sich besser an, als sie erhofft hatten.

Toni hatte alle Hände voll zu tun. Die beiden Kassierer kamen und rechneten ab. Sie übernahm die Gelder und verschloß sie im Tresor. Der Steuerbeamte kam, wie jeden Tag und errechnete gemeinsam mit Toni die Abgaben.

Sie war gerade mit allen Buchungen fertig, als der Zirkus seine Vorstellung beendete.

Hollerbek ließ Toni zu sich bitten.

„Wie macht es sich, Fräulein Hardenberg?"

„Danke, Herr von Hollerbek! Es geht gut! Ich habe mir alles so klar und übersichtlich wie nur möglich eingerichtet, und es klappt. Hier ist die Abrechnung von heute."

Hollerbek nickte dem Mädchen freundlich zu und vertiefte sich in die Aufstellung. Er schien befriedigt zu sein.

„Das nenne ich Uebersicht!" sagte er, „aus Markolfs Abrechnungen wurde man nicht so leicht klug. Hier genügt ein Blick."

„Und es hat den Vorzug, daß es auch für mich leichter ist."

Wir wissen, wen wir engagiert haben!"

„Aber Sie kennen doch meine Fähigkeiten noch nicht!"

Hollerbek lächelte. Toni liebte dieses charmante Lächeln, das seinem Gesicht etwas ausgesprochen Gütiges gab.

„Es ist eine Probe, aus der ich schließe. Uebrigens, heute hat sich schon jemand über Sie beschwert! Sie wissen doch . . .?"

„Ich weiß! Herr Petersen. Er ist ein Flegel, und ich wehre mich gegen Männer dieses Schlages."

„Das sollen Sie auch! Ich verlasse mich ganz auf Sie! Ich mag kleinlichen Kram nicht. Scheinbar ist Ihnen Petersen quer gekommen, und Sie haben ihm Bescheid gesagt."

„So ist es! Mit meiner Arbeit hat das nicht das geringste zu tun."

„Erledigt! Sollte Petersen noch einmal kommen, werde ich Sie zu mir bitten."

„Ja, Herr von Hollerbek!"

Damit verabschiedete sie sich.

* * *

Toni war ehrlich müde und schlief in ihrem kleinen Zimmer wundervoll. Früh erwachte sie gegen sieben Uhr, nahm ein kaltes Bad im Bäderwagen, kleidete sich eilig an und ging dann in die Kantine, wo sie Kaffee trank und ein Brötchen aß.

Der Koch umsorgte das Mädel wie eine Tochter.

Ganz stolz war er auf die schneidige Sekretärin. Im Vorbeigehen drückte er ihr verstohlen einen Zettel in die Hand, auf dem stand, was die Küche gestern noch geliefert erhalten hatte.

Toni verweilte nicht lange in der Kantine. Ein tüchtiger Packen Arbeit, noch unerledigt von Markolf, wartete auf sie.

Da waren noch Versicherungsmarken zu kleben. Lohnsteuern mußten abgeführt werden und verschiedenes andere. Mit Feuereifer machte sie sich daran.

Gegen Mittag war sie auch damit fertig.

Die Kassierer brachten die Einnahmen bis um zwölf Uhr. Der Wagen fuhr Toni auftragsgemäß nach der Deutschen Bank.

Dort sah sie vor sich am Schalter den langen Petersen.

Er legte gerade achthundert Mark ein. Toni stutzte. Achthundert Mark! Das gab zu denken. Petersen bezog ein Gehalt von dreihundertundfünfzig Mark und mußte sich selber verpflegen. Konnte er dabei soviel erübrigen?

Tonis Mißtrauen wuchs.

Petersen ging, ohne sie gesehen zu haben. Toni erledigte die Einzahlungen und verließ die Bank. Als sie zum Auto treten wollte, stutzte sie.

Petersen stand am Wagen und sagte zu dem Chauffeur: „Fahren Sie mich in die Königgrätzer Straße!"

Verwirrt stammelte der Chauffeur: „Ja, aber . . . ich . . . ich muß doch Fräulein Hardenberg!"

„Fräulein Hardenberg soll die Straßenbahn benutzen!" kommandierte Petersen.

Das hörte das Mädchen und das zweite Renkontre mit Petersen stieg. Es war wesentlich kürzer. Toni schritt an dem Einkäufer vorbei, riß den Schlag auf, und im Nu saß sie im Wagen und rief dem Chauffeur zu: „Es kann losgehen!"

„Den Wagen brauche ich!" schrie Petersen. „Fahren Sie mit der Straßenbahn!"

„Belästigen Sie mich nicht!" entgegnete Toni nicht minder laut. „Sonst bin ich gezwungen, einen Schupo zu rufen!"

Das wirkte. Petersen, puterrot im Gesicht, zog sich zurück, denn die Passanten blieben schon stehen.

Der Chauffeur gab Gas und der Wagen rollte ab.

* * *

Alles ging Toni flott von der Hand. Gegen drei Uhr war sie mit ihrer Arbeit fertig und hatte buchstäblich allen Rückstand von früher aufgearbeitet.

Sie saß nicht lange müßig, sondern schloß Tresor und Wagen ab, verließ das Büro, und ging in die Manege. Vorher hing sie noch ein Schild heraus: „Bin in der Manege!"

Dort sah man sie gern.

Die Kunstreiterfamilie übte. Die Artisten winkten Toni vom Pferde zu. Sie dankte und verfolgte aufmerksam ihre Arbeit.

In der Mitte der Manege quälte sich Bohne, der Clown, seinen Zwergpferdchen ein neues Kunststück beizubringen, aber es wollte nicht klappen.

Toni war das Ganze nicht recht klar. Sie fragte den Clown, was er eigentlich von den Tieren wölle.

Bohne machte ein betrübtes Gesicht. „Das sehen Sie nicht, Fräulein?"

„Nein! Das ist nicht zu erkennen!"

Da erklärte ihr Bohne, was er beabsichtige. Er wollte seine beiden Zwergpony zu einem Zweikampfe harmloser Art bringen, und zwar, daß beide mit ihren Hinterteilen gegeneinander losgingen, und eines das andere versuchte, den Gegner fortzuschieben.

„Ich verspreche mir eine großartige Wirkung!" meinte Bohne. „Aber sie wollen nicht kapieren. Ich werde es heute lassen und mit Klütz den Musikakt einstudieren."

Er führte die Tiere nach den Ställen und kam mit Klütz, bewaffnet mit Saraphon und Teufelsgeige, zurück.

Gemeinsam probierten die beiden jetzt eine Szene, die zwerchfellerschütternd war.

Sogar die Kunstreiterfamilie unterbrach ihre Arbeit.

Diener legten dann in der Mitte der Manege die Parketttafeln aus. Li wollte mit ihrer Gruppe proben.

Bald erschien sie, gefolgt von den Girls. Als sie Toni erblickte, fuhr sie das Mädchen gereizt an.

„Was stehen Sie hier herum, Fräulein? Der Schauplatz ihrer Tätigkeit ist der Bürowagen!"

Toni war im ersten Augenblick so überrascht, daß sie Li wortlos anstarrte. Dann aber faßte sie sich. Sagte kein Wort und lächelte.

Das brachte die Tänzerin, die aus irgend einem Grunde heute schlechter Laune war, erst recht aus der Ruhe.

„Was wollen Sie hier? Haben Sie nichts zu tun?"

Toni nahm alle Frechheit zusammen: „Das geht Sie einen Schmarren an!"

„Wie meinen Sie?" fuhr sie empört auf.

„Das geht Sie nichts an! Ich mache meine Arbeit, tun Sie die Ihre!"

„Ich werde mich über Sie beschweren!"

„Wegen was denn? Daß ich hier stehe und Ihnen zuschaue? Das hat mir Herr von Hollerbek erlaubt! Meine Arbeit ist getan!"

„Ihre Gegenwart stört mich!" sagte die Tänzerin nervös. „Merken Sie nicht, daß Sie mir auf die Nerven fallen? Ziehen Sie sich zurück!"

„Wenn Sie mich schön bitten!"

„Ich Sie bitten? Ich . . . Sie kleines Büromädel?"

Toni amüsierte sich. Sie war keine übelnehmende Natur, sie machte sich innerlich über Li lustig. Das gesunde, frische Mädel fühlte sich der sensiblen Frau überlegen.

Es war seltsam. Li, sonst die Ruhigste, wurde immer nervöser.

„Gehen Sie schon, gehen Sie schon! Stören Sie meine künstlerische Arbeit nicht!" drängte die Tänzerin.

„Ich werde Ihnen den Gefallen tun, Fräulein!" Toni sah sie mit einem spitzbübischen Lächeln an, schlenderte aus der Manege, und dazu pfiff sie halblaut die wunderhübsche Melodie des bekannten Liedes vor sich hin, dessen Text beginnt: „Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt!"

Li wunderte sich, daß plötzlich die beiden Clowns unter Lachen ihre Instrumente absetzten und sich ansahen, daß ihre Mädels sich vielsagende Blicke zuwarfen und leise kicherten.

„Was gibts?" fuhr Li ein ihr zunächst stehendes Girl an.

„Ach . . . ich . . . ich mußte so lachen! Fräulein Hardenberg . . . als sie pfiff . . . das hörte sich so drollig an!"

„So? Drollig? Ich werde euch das Drollige abgewöhnen, meine Lämmer! Was hat sie denn gepfiffen?"

Die Mädels zuckten scheinheilig die Achseln.

Die Clowns aber intonierten sofort die Melodie auf ihren Instrumenten.

„Was spielt ihr?" fauchte Li die beiden an.

„Ach!" sagte Amandus Klütz harmlos, „dat ist ein altes Volkslied: Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt!"

Li hatte sofort begriffen, ihr schönes Gesicht verzerrte sich.

„Das ist eine Gemeinheit! Das lasse ich mir nicht bieten! Fräulein . . . Fräulein!"

Toni war schon zum Ausgang hinaus, kam aber doch noch zurück.

„Bitte schön!"

„Ich werde mich beschweren! Sie sind ein ganz unverschämtes Frauenzimmer. Ich werde dafür sorgen, daß Sie mich nicht mehr mit Ihrer Gegenwart belästigen!"

Noch immer stand Toni stumm lächelnd am Eingang der Manege, plötzlich aber rief sie:

„Aber Mamachen, warum denn so aufgeregt?"

Die Antwort saß. Li stand blaß und keines Wortes mächtig, wie eine Statue da.

Toni aber drehte sich ruhig um und ging.

Nun folgte ein Weinkrampf der schönen Li, die kaum zu beruhigen war. Bis Markolf kam. Dem klagte sie ihr Leid, beschwerte sich heftig über Toni Hardenberg.

Markolf schüttelte verwundert den Kopf.

„Ich werde sofort mit Fräulein Hardenberg reden!"

„Und sie entlassen! Nicht wahr, du versprichst mir, daß du sie entläßt?"

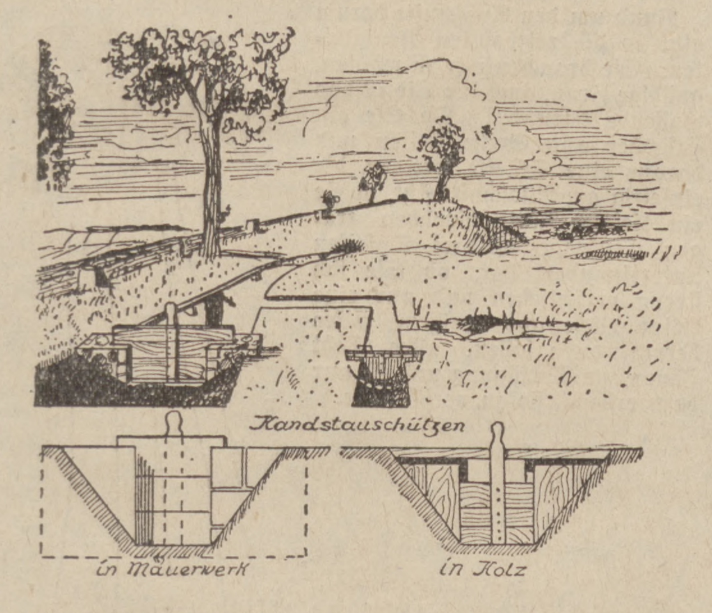
(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

Bewässerungsanlage

Die regelmäßige Wasserzufuhr ist bei uns nicht während der ganzen Wachstumszeit, sondern im Herbst und im Frühjahr üblich. Es ist die bekannte düngende Bewässerung, die vornehmlich bei Wiesen angewendet wird. Die Bewässerungsfläche wird in einzelne Bewässerungsbezirke eingeteilt, weil mit Unterbrechungen bewässert werden muß. Ist ein Bezirk genügend bewässert, dann wird, um alles vorhandene Wasser auszunutzen, der nächste Bezirk vorgenommen. Die Bewässerungspausen bei dem gleichen Bezirk sind notwendig, damit das über die Aufnahmefähigkeit des Bodens hinaus zugeführte und die Bodenhohlräume ausfüllende Wasser abfließen und die Luft wieder nachdringen lassen kann. Ohne Einschaltung von Pausen würde Wasserverschwendung entstehen, weil der vollgefüllte Boden weiteres Wasser nicht aufnehmen kann und es nur oberflächlich abfließen würde. Bei leichten Böden genügen zwei bis drei Tage Pause, bei schweren vier bis sechs Tage. Die erstmalige Wasserzufuhr im Herbst erfolgt gewöhnlich länger, weil der ausgetrocknete Boden erst aufgeweicht werden muß.

Die Zuleitung des Wassers erfolgt in Zuleitungskanälen oder kleineren Gräben. Den Bewässerungsgräben wird das Wasser durch Aufstauen mittels Schleusen oder Stauschützen zugeleitet. Bei der Wasserentnahme aus Bächen genügen Handstauschützen. Der Schützenrahmen kann, wie die Abbildung zeigt, entweder gemauert



oder in Holz ausgeführt werden. Die Schützentafeln bestehen in der Regel aus Eichen- oder Lärchenholz, das mit Feder und Nut gedichtet und durch Flacheisen verbunden ist. Um das Ueberfließen der Rieselrinnen an der gewünschten Stelle zu erreichen, werden Steckschützen benutzt. Sie bestehen am besten als halbkreisförmigem Eisenblech, das am oberen Rande durch Winkeleisen verstärkt und mit Handgriffen versehen ist. Die Steckschützen müssen etwas größer als die lichte Weite der Rieselrinnen sein. Steckschützen aus Holz sind weniger praktisch.

Kampf dem Frostspanner

Einer der gefährlichsten Schädlinge unserer heimischen Obstkulturen ist der kleine Frostspanner. Wo er stark auftritt, wird nicht allein die nächstjährige Ernte, sondern überhaupt der Fortbestand der Obstkultur stark gefährdet. Das Weibchen legt nach seinem Erscheinen, gewöhnlich im Monat Oktober, an die dünnen Zweige und Triebe hinter die Knospen der Bäume seine Eier ab, und zwar 250—300 Stück. Da das Weibchen nicht fliegen kann, kriecht es zur Eiablage in der Baumkrone an den Stämmen hinauf. Aus den Eiern entschlüpfen im nächsten Frühjahr die Räupchen, die zunächst Blatt- und Blütenknospen ausfressen, um dann von den jungen Blättern des Baumes zu leben. Bei starkem Auftreten werden ganze Bäume, ja sogar ganze Obstanlagen, kahl gefressen. Auch die Früchte werden befallen. Die Kirschen werden nicht reif und fallen ab, Aepfel und Birnen bleiben klein, verkrüppeln und werden dadurch minderwertig.

Eine allgemeine und rechtzeitige Bekämpfung durch Anlegen von Raupenleimringen an den Obstbäumen ist dringend geboten, und zwar an allen Obstarten, mit Ausnahme der Nußbäume. Soll das Anlegen von Klebringen Erfolg haben, so ist besonders auf das rechtzeitige Anlegen derselben zu achten. Die Annahme, daß der Frostspanner erst mit dem Auftreten der ersten Frostnächte erscheint, hat sich nicht immer stichhaltig erwiesen. In einem Jahre ist der Schädling erst Anfang November, dagegen im nächsten Jahre bereits schon am 5. Oktober aufgetreten.

Ferner ist die wirksame Bekämpfung von dem gewissenhaften und zweckmäßigen Anlegen der Klebgürtel abhängig. Das Papier muß mindestens 10 Zentimeter breit sein und mittels dauerhaftem Bindfaden an der oberen und unteren Kante des Papiers dicht anliegend an dem Baumstamm befestigt werden. Der auf den Papierring zum Aufstrich zu bringende Leim muß 6 Zentimeter breit und mindestens 2 Millimeter dick aufgetragen werden. Sind Bäume mit Pfählen versehen, so sind dieselben zu entfernen oder in gleicher Höhe wie die Bäume zu leimen. Es ist vorteilhaft, wenn der Papierstreifen von unten her einige Zentimeter ungestrichen bleibt. Es wird dadurch verhindert, daß das Weibchen seine Eier unterhalb des Gürtels auf die Rindenteile ablegt. Sobald einmal das Weibchen beim Hochkriechen am Stamm mit dem Leim in Berührung kommt und nicht sofort hängenbleibt, tritt es den Rückzug an, um seine Eier unterhalb des Leimstreifens abzulegen.

Ungeeignetes Mastfutter

Bei der Wirkung der zur Mast benutzten Futtermittel darf nicht allein auf die Mengenwirkung, also auf die Lebendgewichtzunahme gesehen werden, sondern es muß auch die Qualität des Masterzeugnisses berücksichtigt werden. Es ist eine alte Erfahrung, daß Schweine, die zur Dauerware verarbeitet werden sollen, anders gemästet werden müssen als die zum Frischverzehr bestimmten Schweine. Die beste Dauerware ergibt die Gerstenmast. Mit Molkereiabfällen gemästete Schweine eignen sich dagegen nicht für Dauerware. Ebenso ist Mais ein schlechtes Mastfutter für Konservenschweine. Allerdings können die Nachteile gemindert werden, wenn man nur etwa ein Drittel der Kraftfuttergabe in Mais darbietet, oder wenn man während der letzten sieben bis acht Wochen die Getreidemast durchführt. Auch andere Futtermittel wirken nachteilig auf die Qualität des Fleisches und der Dauerware ein. Zu diesen gehören — nach Kellner — die meisten Oelfrüchte und fettreiche Oelkuchenmehle, das Reisfuttermehl, ölreiches Fischfuttermehl, Schlempe, Treber. Verabreicht man diese Futtermittel jedoch nur in mäßigen Mengen, höchstenfalls bis zu einem Drittel des gesamten Kraftfutters, oder ersetzt man sie im letzten Drittel der Mastzeit durch andere Futterstoffe, so läßt sich ihr Einfluß sehr weit einschränken oder ganz verwischen. Letzteres gilt auch von den sehr wasserreichen Rübenarten, den frischen Rübenschnitzeln, Rückständen der Gärungsgewerbe und Stärkefabrikation, den Molkereiabfällen und den übermäßig verdünnten Suppen, die alle in den letzten vier bis fünf Wochen der Mast oder schon früher in größeren Gaben nicht zum Verzehr gebracht werden sollten, damit einem vorher in den Geweben angesammelten, etwa zu großem Wasservorrat Zeit zum Abfluß gegeben wird. Als Beigabe zu solchen Futtermitteln, nach deren Verfütterung der Speck eine weiche, ölige Beschaffenheit annimmt, empfehlen sich das Palmkern- und Kokosnußkuchenmehl, welche die üble Wirkung jener Futtermittel auf den Speck ausgleichen; bei Maisfütterung hat sich z. B. eine Mischung von 80 Teilen Mais und 20 Teilen Palmkernmehl sehr gut bewährt. Die Verfütterung von Baumwollsaatmehl hat bei Schweinen vielfach tödliche Erkrankungen der Tiere veranlaßt und erheischt daher ganz besondere Vorsicht. Rohe geschrotene Lupinen wirken giftig und führen Krämpfe und den Tod herbei; nach der Entbitterung, die hier besonders überwacht werden muß, stellen sie ein gutes Mastfutter dar. Fleischfuttermehl, das sich als gutes Zufutter zu eiweißarmen Futterstoffen erwiesen hat und besonders geeignet ist, die Tiere zur Aufnahme großer Massen gedämpfter oder gekochter Kartoffeln zu bewegen, erzeugt in größeren Gaben leicht Diarrhöe und sollte bei jüngeren Tieren nur in Mengen von 50 bis 100 Gramm unter allmählicher Steigerung bis auf 250 Gramm verwendet werden.

FÜR DIE PRAXIS

Von Frauen – für Frauen

Freude im Alltag

Nur wenige Frauen verstehen es, die Eintönigkeit des Alltags durch kleine Freuden zu unterbrechen und dem Leben dadurch mehr Reiz abzugewinnen. Sicher ist ein gewisses Gleichmaß unserer Tageseinteilung notwendig, aber es sollte niemals zum System erstarren. Wie schön kann es sein, wenn der Mann von seiner Arbeit nach Hause kommt, und statt des gewohnten kalten Nachtmahls erwartet ihn eine festlich gekleidete Frau in Feststimmung und ein kleines auserlesenes Mahl. Blumen und Kerzen tun das ihre, die Stimmung zu steigern. Ein Fest zu zweien, ohne eigentlichen Grund, nur weil man den Wunsch verspürte, einen Feiertag miteinander zu haben.

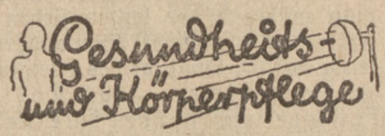
Es gibt so viel Möglichkeiten. Ein Buch, eine Blume, ein Konzert, ein Spaziergang, ja, ein Kosewort können aus dem Alltag eine unvergeßliche Stunde hervorzaubern, wenn sie die Kraft haben, das Gleichmaß zu unterbrechen. Immer ist dafür Voraussetzung, daß diese Dinge den Seltenheitswert haben. Das ständige Zusammensein von Eheleuten verführt so leicht zur Langeweile, und es gehört ein starker Wille dazu, sich nicht darin zu verlieren. Man steht täglich zur gleichen Stunde auf, man frühstückt zusammen, um sechs Uhr kommt der Mann nach Hause, heute wie immer. Ebenso pünktlich geht man schlafen, nachdem man noch ein wenig Radio gehört hat und die Zeitungen unbefriedigt zur Seite legte. Sonntags wird ausgeschlafen, im Sommer gewandert, im Winter gibt es Besuche in der Verwandtschaft, so geht es Woche um Woche, Jahr um Jahr, bis alles erloschen ist, was das Leben schön und lebenswert macht. Zu spät erst begreifen die Frauen, daß es wichtiger ist, sich um den inneren Menschen und sein Wohlbefinden zu kümmern, als zu flicken, zu waschen und zu kochen. Man braucht noch lange keine schlechte Hausfrau zu sein, wenn einmal etwas liegen bleibt in der Wirtschaft, weil etwas anderes wertvoller war. Der Mann wird es uns bestimmt danken. Er ist zufrieden, wenn sein Heim in Ordnung ist, jede aufreibende Tätigkeit auf diesem Gebiet kann er weder einsehen noch schätzen. Da liegt das Geheimnis begründet, warum diejenigen Frauen so viel glücklicher mit ihren Männern leben, die nicht im Kleinkram des Alltags untergehen, sondern die sich die Freude an den Schönheiten des Lebens bewahrt haben.



Bevor man seine Sommersachen zum Winterschlaf einpackt, muß man alle waschbaren Sachen in Wasser und Seife waschen, Achselblätter entfernen, und seidene Stoffe, die nicht gewaschen werden dürfen, chemisch reinigen lassen. Leichte Wollkleider müssen gründlich ausgebürstet, gelüftet und von Spitzen, Rüschen, Kragen und Manschetten befreit werden.

*

Gummimäntel dürfen niemals am Ofen getrocknet werden, da der Gummi dann platzt. Flecke läßt man am besten vom Fachmann entfernen. Falls man sich selbst herantraut, vermeide man heißes Wasser, Benzin und vor allen Dingen Seife. Erlaubt ist nur schwach lauwarmes Wasser.



Wir vergessen gar zu leicht, wie wichtig die Haltung für jeden Menschen ist. Auch der schönste Körper verliert sein Ebenmaß, wenn ihm die Haltung fehlt, und ein nicht einwandfreier Körper kann durch entsprechende Haltung den Eindruck einer Vollendung hervorrufen. Versuchen Sie es doch einmal vor dem Spiegel, lassen Sie die Arme schlaff herunterhängen, stecken Sie den Bauch vor, ziehen Sie den Hals ein und machen Sie den Rücken krumm, und Sie werden erstaunt sein, was für eine Veränderung mit Ihnen vor sich gegangen ist.

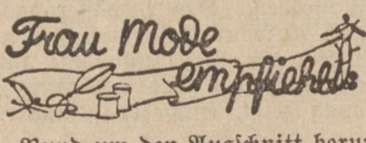
Die Köchin spricht:

Sauerkraut ungarisch

Man läßt einen Eßlöffel Schweineschmalz zusammen mit einem Kaffeelöffel Zucker gelb werden und gibt ein Pfund Sauerkraut dazu. Dann übergießt man es mit einer halben Tasse saurer Sahne und stäubt etwas Mehl darüber. Es muß eine gute Stunde auf kleiner Flamme schmoren.

Ein wenig Höflichkeit

Es ist unhöflich, einem Freund oder Bekannten einen weniger sauberen und sorgfältigen Brief zu schreiben, als man es bei einem Fremden tun würde. Man zeigt damit, daß man es nicht für nötig hält. Gemeint ist natürlich nicht, daß man nun einen schablonenmäßigen Brief schreiben muß, er soll nur sauber und anständig aussehen, kein herausgerissener Zettel mit liederlicher Bleistiftschrift, die der Empfänger nur mühsam entziffern kann.



Rund um den Ausschnitt herum gibt es die reizvollsten Neuigkeiten. Sie brauchen nur zu wählen, gnädige Frau, auch für Sie ist das Passende darunter. Ob Sie ein Stückchen echte Spitze steifen und daraus eine Schleife fertigen, die einseitig am Ausschnitt sitzt, ob sie ein kleines Batistkrägelchen tragen, welches rechts drei Schleifen untereinander hat, ob Sie sich streng verschließen und nur eine kleine Biese aus weißem Pikee hervorschauen lassen, alles steht Ihnen zur Verfügung und ist nur dazu erdacht, sie zu verschönern.





Drei Vorschläge zum Verändern alter Kleider

Das Wollkleid ist das wichtigste Tageskleidungsstück und verdient besondere Beachtung. Nicht nur seine kleidsame Form bestimmt das gute Aussehen, sondern auch seine korrekte Pflege. Wie häßlich ist es, wenn so ein Kleidchen unter dem Arm die gefürchteten Transpirationsflecken aufweist. Die Freude an dem Anzug ist mit Recht verdorben, denn dieser Fehler ist durch nichts wieder gutzumachen. Nicht einmal chemisches Färben hilft, da menschlicher Schweiß Kochsalz enthält, und dieses die Stoffaser verändert. Also, vor dem ersten Tragen Achselblätter hineinnähen!

König und Bauer

Nichts gegen Spiele. Sie sind das letzte Stückchen Paradies, das wir in unser Erwachsensein gerettet haben. Aber wenn man von diesen vielen mehr oder minder rasch wieder verschwindenden Modespielen hört, dann denkt man unwillkürlich wieder an das älteste, weiseste und schönste Spiel, das es gibt: Man bekommt wieder Lust, Schach zu spielen.

War Schach je eine Mode? Kaum. Aber es war immer da, überall und immer, soweit man denken kann. Fast alle Menschen haben es irgend wann einmal gelernt, es ist ein dauernder Besitz geblieben, von dem sie nicht viel Aufhebens machen. Die meisten, wenn man sie fragt, wann sie es lernten, antworten: In der Sommerfrische, bei schlechtem Wetter. Und so ist es auch für viele nur ein Ferienspiel geblieben, das selten hervorgeholt wird. Für manche, aber nicht für alle.

Denn Schach kann eine wirkliche Leidenschaft werden. Es gibt Menschen, die es zu ihrem Lebensinhalt machten und Meister darin wurden, andere widmen ihm jede freie Stunde, und man kann Männer von Geist und Können Abend für Abend in irgendeinem Café sitzen sehen, blind und taub für alles, was rings um sie vorgeht, geschart um ein Brett mit vierundsechzig schwarzen und weißen Feldern, atemlos den Verlauf eines Kampfes verfolgend, der ausgefochten wird zwischen Königen und Bauern, Springern und Läufern, Damen und Türmen.

Es ist eine seltsame und lebendige Welt, die sich da den Kampf liefert. Jeder, der einmal mit diesen Figuren des Schachspiels zu tun gehabt hat, weiß, wie verschieden ihre Charaktere sind, wie eigenwillig ihre Art sich zu bewegen, wie unbeschreiblich sinnvoll ihre Stellungen.

Wie jede Figur die andere beschützt und wie jede willkürliche Veränderung, jeder Versuch der Umgruppierung der uralten Ordnung unweigerlich Chaos und Selbstmord der Figuren zur Folge hat.

Es ist ein fast mythisches Spiel. Wer erfand es? Es kommt aus Asien. Hunderte von asiatischen Anekdoten sind um seine Felder und Figuren erzählt worden, und es hat seinen Weg durch die Jahrhunderte und durch die Völker völlig unverändert machen können.

Schach ist keine Angelegenheit der großen Städte allein. Es gibt in Deutschland ein Dorf, das heißt das Schachdorf, weil dort schon die kleinen Jungen, die die Gänse auf die Weide treiben, sich ernsthaft und tiefsinnig über Eröffnungszüge und Endspiele unterhalten, weil jeder der Einwohner vor allem einmal Schachspieler ist. Und wenn dies Dorf auch eine Seltsamkeit darstellt, so gibt es doch wohl kaum einen Ort in Deutschland, wo sich nicht abends ein paar Menschen vor dem schwarzweißen Brett zusammenfinden, um zu spielen.

Da sitzen sie, die Stirn in die Hand gestützt, auf die Ellenbogen gelehnt nachdenklich, erregt, gefangen von der lebendigen und doch so mathematisch geregelten Welt des Schachs. Alte und Junge, Frauen und Kinder, und wer ihnen zusieht, kann an ihrer Haltung während des Spiels viel von ihrem Wesen erkennen. Greise lehren junge Burschen, lehren sie die alten Regeln, die alten, feststehenden Gesetze und lehren sie zugleich etwas, das man vor allem in diesem Spiel lernen kann: Ritterlichkeit.

Mah-Jong ist tot, eines Tages wird Bridge aus seiner Vorzugsstellung wieder in die Reihe der übrigen Kartenspiele zurückgehen, Jojo wird rasch verschwinden. Aber Schach wird bleiben, so wie es seit tausenden von Jahren blieb, das klügste und gerechteste der Spiele.

Im Wald und auf der Heiden

Wieviele Pflanzenarten gibt es?

Wie sehr die moderne Forschung alle naturwissenschaftlichen Wissensgebiete ausgedehnt hat, mag ein Beispiel aus der Pflanzenwelt beweisen. Eine so ungeheure Menge an Gattungen und Individuen, wie sie die Vegetabilien aufweisen, kann wohl die Bezeichnung einer Welt für sich beanspruchen. Interessant ist ein Ueberblick über die jeweilige Summierung der Pflanzengattungen in den verschiedenen Perioden ,und eben da tritt uns die ungeheure Raschheit in der Fortentwicklung der Kenntnisse auf botanischem Gebiete in unserem Jahrhundert, im Vergleich zu jener in den beiden früheren Jahrtausenden, markant entgegen. Theophrastus hat 300 v. Chr. fünfhundert Pflanzengattungen aufgezählt, und es ist anzunehmen, daß dies auch alle damals bekannten gewesen. Salomos botanische Kenntnisse scheinen, obwohl er sehr viel von Pflanzen sprach, von der stolzen Ceder des Libanon bis herunter zum bescheidenen Ysop, noch weit beschränkter gewesen zu sein. 79 n. Chr. verdoppelte sich die von dem griechischen Naturforscher angegebene Pflanzenzahl. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war der Pflanzenkatalog auf 6000 Nummern angewachsen. Die zweite Auflage des großen Linné'schen Werkes umfaßte nur 8800 Pflanzen; von da ab ging es, dank dem gewaltigen Impulse, den der große schwedische Gelehrte der Forschung in dieser Richtung gegeben, nun gar rasch und mit Riesenschritten vorwärts. Schon 1807 zählte Wildenow 17,457 Gattungen blühender Pflanzen, eine Zahl, die durch Brown auf jene von 37,000 erhöht wurde. Zu Beginn unseres Jahrhunderts bezifferte Humboldt die Gesamtsumme der blühenden und nichtblühenden Pflanzen auf 44,000. Schon 1820 nahm de Candolle zum mindesten 56,000 Gattungen an, eine Ziffer, die das Herbarium des Jardin des Plantes bald darauf auch erreichte. Jenes Delessert's umfaßte 1847 schon 86,000 Nummern, eine Ziffer, die Lindley 1835 als die Gesamtzahl aller auf Erden wachsenden Pflanzen angenommen hatte. Humboldt war einstweilen in seiner Bezifferung der Pflanzengattungen so weit vorgeschritten, daß er damit die Mythe des Zend-Avesta, welche lehrt, daß dem Blute des Stieres 120,000 vegetabilische Lebensformen entstammt seien, zu bewahrheiten schien. 1845 wurden sämtliche Spezies der phanerogamen und kryptogamen Pflanzen von Hinds auf 134,000 veranschlagt, 1857 auf 213,000. Bald darauf bezifferte de Candolle die Zahl der blühenden Pflanzen auf 375,000. Die Entdeckung neuer Landstriche und ihrer verschiedenartigen Flora kann diese Zahl noch ungemein vergrößern. Ungefähr aber kann man annehmen, daß die über den festen Boden und das Wasser des Erdenrundes sich erstreckende Vegetation sich zum mindesten auf eine halbe Million Arten beziffern dürfte.

Vom Dachs

Heftiges, dumpfes Gerumpel tönt aus der Röhre, vor der ich mich im sonnigen Herbstwalde in einiger Entfernung verborgen habe, dann rückt, vorsichtig mit halbem Kopfe, Meister Grimmbart aus der Oeffnung, sichert einen Augenblick und taucht wieder unter. Das wiederholt sich mehrmals, bis der geheimnisvolle Bewohner sich höher aus der Röhre hervorhebt, einen Augenblick noch mit Gehör und Nase die Umgebung prüft und dann gemütlich trottend den Bau verläßt. Der Dachs geht auf Nahrungssuche. Es gilt, Bücheln und Eicheln zu finden, vielleicht auch als besondere Leckerbissen eine Trüffel. Die Regenwürmer bohrt er mit den scharfen Nägeln seiner Vorderpfoten geschickt aus ihrem Verstecke und füllt sich emsig sammelnd sein Bäuchlein. Er ist ein mißtrauischer, übellaunischer Gesell. Sein ziemlich langes, straffes, fast borstenartiges, glänzendes Haarkleid bedeckt den Körper und hüllt auch die Ohren ein.



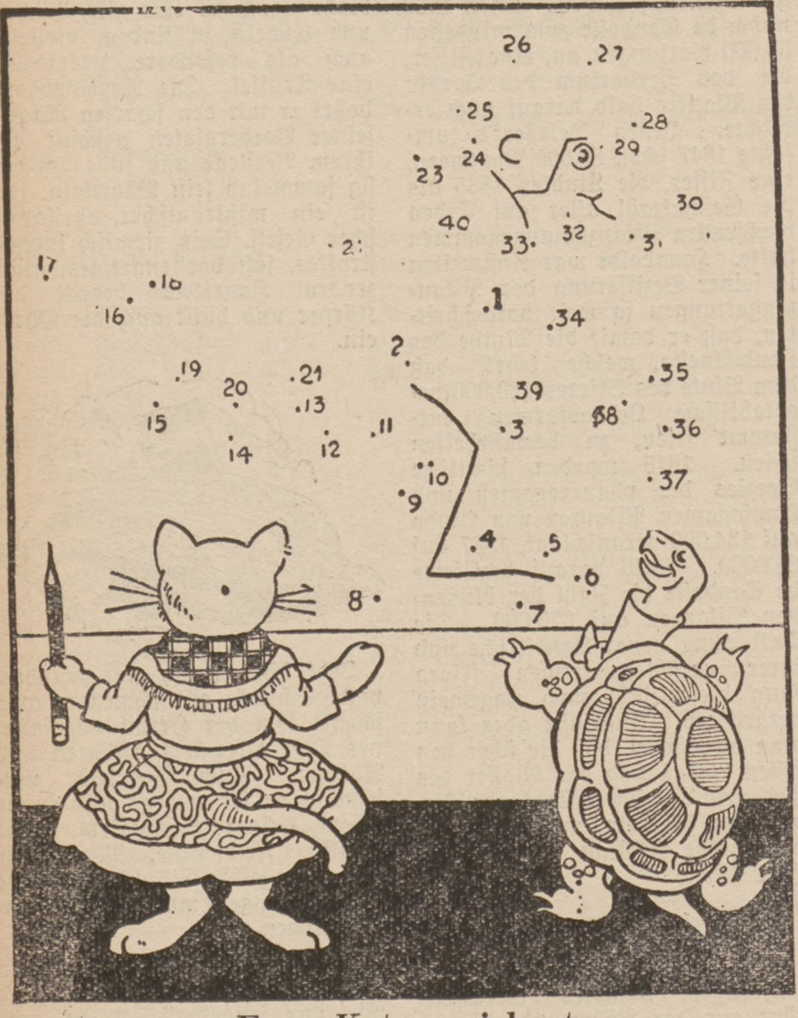
Jetzt läßt er sich eine wundervolle Schnecke gut schmecken, auch schenkt ihm der Herbst abgefallenes Obst aller Art, Möhren und Rüben. Auch Vogeleier verschmäht er keineswegs und junge Vögel, kleinere Säugetiere, junge Häslin, Feldmäuse, Maulwürfe u. a., ja selbst Eidechsen, Frösche und Schlangen munden dem Unersättlichen.

Wohlgemästet denkt er nun daran, den Winter so behaglich wie nur irgendmöglich zu verbringen und bereitet das Wichtigste für seinen Winterschlaf vor, indem er Laub in seine Höhle trägt und sich ein dichtes, warmes Lager bettet. Beim Eintritt der Kälte rollt er sich zusammen, legt sich auf den Bauch, steckt den Kopf zwischen die Vorderbeine und verfällt in seinen Winterschlaf.

Klapperdürr wird er im Frühling wieder ans Tageslicht kommen, denn das lange Fasten bekommt schlecht



FÜR DIE JUGEND

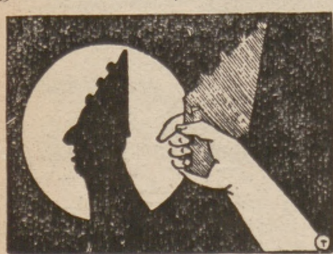


Frau Katze zeichnet

Frau Katze ist unter die Zeichner gegangen. Wollt Ihr wissen, was sie gezeichnet hat, müßt Ihr die Zahlen von 1 bis 40 in ihrer richtigen Reihenfolge miteinander verbinden.

Neue Schattenbilder

Wer hätte nicht schon Gelegenheit gehabt, die Geschicklichkeit von Menschen zu bewundern, die es verstehen, mit dem Schatten ihrer Hände — allenfalls unter Zuhilfenahme von Pappe oder dergleichen — allerlei lustige Figuren darzustellen? Es ist gar nicht so furchtbar schwer, wie es aussieht. Versucht es selbst einmal nach den Anweisungen, die hier gegeben werden sollen!



Zunächst stelle man eine Lampe so auf, daß die Hände auf der hellen Wand einen möglichst klaren Schatten geben. Zu diesem Zweck ist es natürlich nötig, daß alles überflüssige Licht in dem betreffenden Zimmer ausgelöscht wird. Noch wirkungsvoller ist es, wenn man eine Leinwand statt der Zimmerwand benutzt. In diesem Falle müssen die Zuschauer



selbstverständlich vor der Leinwand sitzen, während hinter ihr der „Schattenkünstler" steht und in noch größerem Abstand die Lampe — am besten eine helle



elektrische Lampe —, die den Schatten werfen soll. Bevor man daran geht, seine Künste anderen vorzuführen, sollte man zunächst unbedingt für sich alleine proben. Denn manches, was auf den ersten Anhieb nicht gelingt, wird trotzdem nach einiger Uebung recht schön gehen.

Man beginne zunächst mit einem verhältnismäßig einfachen



Schatten, etwa dem Teufel, zu dem man keinerlei Hilfsmittel braucht. Dort wo zur Ergänzung der Handschatten Hilfe nötig ist, schneide man sich die entsprechenden Figuren, genau so, wie es auf unseren Bildern dargestellt ist, aus, aus festem Papier aus.



Besonders lustig wirken Schattenbilder, die sich bewegen. Auch das ist einfacher, als es im ersten Augenblick scheint. Mit etwas Uebung wird es sicherlich gelingen, die Finger so zu bewegen, daß es aussieht, als wenn die Schattenbilder den Mund öffnen oder sonst das Gesicht verziehen.

Wer geschickt genug ist, kann auch versuchen, mit beiden Händen zwei verschiedene Schattenbilder zu werfen, etwa den Herrn mit den Zylinder und den Teufel, die sich dann auf der Leinwand zusammen unterhalten können. Aber



zu solcher Vollkommenheit wird es sicherlich nicht jeder bringen. Einfacher ist es schon, wenn man, um zwei Schattenbilder zugleich zu haben, zu zweit arbeitet, wobei dann jeder eine andere Figur darstellen kann.

Großstädte des Altertums

Gewöhnlich pflegt man sich von den Großstädten des Altertums ein recht verkehrtes Bild zu machen, da allgemein der Glaube herrscht, Großstädte in unserem heutigen Sinne habe es im Altertum nicht gegeben. Das stimmt aber insofern nicht, als es im Kulturleben der Alten überall Vorbilder unseres heutigen eigenen Lebens, gegeben hat. Dazu gehört in erster Linie auch die zeitweilige Zusammendrängung der Menschen in Großstädten, die genau wie heute an Umfang, Bevölkerungszahl, an Gegensätzen von Pracht und Schmutz, an Reichtümern und erbarmungswürdigem Elend den ersten Weltstädten der modernen Zeit nichts nachgeben.

Was über die Bauart und das Leben der Weltstädte des römischen Reiches uns erhalten ist, zählt zu den interessantesten Zeugnissen alter Kultur. Besonders fällt die Höhe der Gebäude auf. Man ist geneigt, sich vorzustellen, daß die Bauweise der damaligen Zeit vorzugsweise ein- oder zweistöckig war. Im alten Babylon gab es Unmengen vierstöckiger Gebäude, den alten indischen Städten wurden Häuser bis zu 7 Stockwerken zugeschrieben, Karthager Häuser besassen oft 6 Stockwerke und in Rom setzte die Baupolizei, denn auch eine solche gab es schon damals, unter der Regierung Kaiser Augustus als Höchstmaß 20 Meter fest, was bei der niedrigen Wohnungsbauart der Römer mindestens 6 Geschosse zuließ.

Diese antiken Hochbauten waren damals viel auffallender und gewagter bei der schmalen Anlage der Straßen, die Bauweise war so liederlich, daß Hauseinstürze keine Seltenheit waren, das meist aus Holz bestehende Material erhöhte die ständige Feuergefahr, zumal man eigentliche Treppen nicht kannte, sondern nur Leitern mit schmalen Brettchen als Stufen.

Als Beispiel mögen zwei der belebtesten Verkehrsadern im alten Rom angeführt sein, der Vicus Tusius und der Vicus Jugarius, erstere Straße maß viereinhalb, letztere fünfeinhalb Meter Breite, ihre Häuser von zehn Meter Höhe geben den Eindruck eines Laufgrabens wieder.

Tönende Drachen.

In Japan haben die Knaben, wie ein Reisender berichtet, Drachen aus starkem, auf leichte Bambusrahmen geklebtem, mit Ungetümen, Kriegern und dergleichen verziertem Papier. Ueber den Drachen ist ein dünner Fischbeinstreifen gespannt, der im Winde zittert und einen eigentümlichen summenden Ton von sich gibt. Als ich zum ersten Mal durch die Straßen von Tokio ging, konnte ich gar nicht begreifen, wovon das sonderbare, scheinbar aus dem Himmel kommende Geräusch herrühre, welches bald grell und scharf, bald tief und musikalisch klang. Schließlich entdeckte ich hoch oben in der Luft einige Drachen, die um so lauter tönten, je frischer der Wind blies. Manchmal bestreichen die Knaben ihre Drachenschnüre mit Leim und tauchen sie in gestoßenes Glas, bringen die Drachen dann in geeignete Stellung und kämpfen mit einander, indem Jeder sich bemüht, die Schnur des andern mit der glasbedeckten Stelle seiner Schnur durchzusägen.



Lies und Lach'!





Ein Yankee lud einmal ein verehrliches Publikum gegen hohes Eintrittsgeld zur Betrachtung des Wunders ein, wie er ohne Nadel und Faden aus freier Hand binnen fünf Minuten ein brauchbares Paar Schuhe verfertigen wolle. Das größte Theater der Stadt konnte die Neugierigen kaum fassen. Beim Aufziehen des Vorhangs bat er die auf der Bühne anwesende Schuhmacherinnung, auf die Uhr zu sehen, stellte ein Paar Schaftenstiefel, die ihm sein Diener reichte, auf den Tisch, setzte eine Schere oberhalb der Ferse an, fuhr damit in kühnem Schwunge bis zum Rist und kehrte dann auf der anderen Seite zur Ferse zurück, so daß er richtig binnen fünf Minuten das Paar Schuhe zustandegebracht hatte. Der Diener zog sofort diese neuen Schuhe an und wandelte auf der Bühne eifrig hin und her. Das erstaunte Publikum murrte zwar anfänglich, erlustigte sich aber bald an der Wut der Fachleute, die sich mit dem Wundermanne in voreilige Wetten über die Unmöglichkeit der Leistung eingelassen hatten.

*

Eine Amme wird zu einer französischen Wöchnerin gerufen, welche einen Deutschen zum Gatten hat.

„'n nüdlichet Kind!" meint die Amme, indem sie das Baby im Arme wiegt. „Is det nu französisch oder is det nu deutsch?"

Die Dame lächelt. „Aha," fährt die Amme fort, „Sie wissen't ooch nich. Na, lassen Sie man! Wenn et jrößer wird, werden wir ja hören, ob et französisch oder deutsch spricht."

*



Die Tante hat ein Bernhardinerfell vor dem Bett liegen. Der kleine Günther steht mit großen Augen davor. Und dann meint er: „Wir haben auch so'n Hund zu Hause, aber den", betont er mit Stolz, „haben wir nicht so breit getreten!"

*

Der schwarze Hammel und Isaak Newton

Als Isaak Newton einst einen längeren Spaziergang machte, wollte es der Zufall, daß ihm ein Schäferknabe zurief: „Eilen Sie, sonst werden Sie tüchtig naß." Newton sah zum Himmel auf, aber ein einziges verdächtiges Wölkchen trübte den Aether. Er schlug also die Prophezeiung des Schäferknaben in den Wind und ging in sehr gemäßigtem Tempo seines Weges weiter. Indes hatte er noch keine Stunde zurückgelegt, als es plötzlich so gewaltig zu regnen anfing, daß der Gelehrte bis auf die Haut durchnäßt wurde. „Naß bin ich nun doch schon einmal," dachte der Gelehrte, „und deshalb verschlägt es also nichts, wenn ich den Weg zurückmache, denn ich muß um jeden Preis wissen, wie es kommt, daß der Schäferknabe mehr vom Wetter weiß als ich, der ich von A bis Z die Naturkunde studiert habe." Gedacht, getan. Newton kehrt zu dem Schäferbuben zurück.

„Eine Guinee geb' ich Dir," sprach er zu dem Letzteren, „wenn Du mir sagst, woher Dir die Kunde kam, daß es regnen würde."

Der Bursche nimmt die Guinee mit einem vergnügten Lächeln.

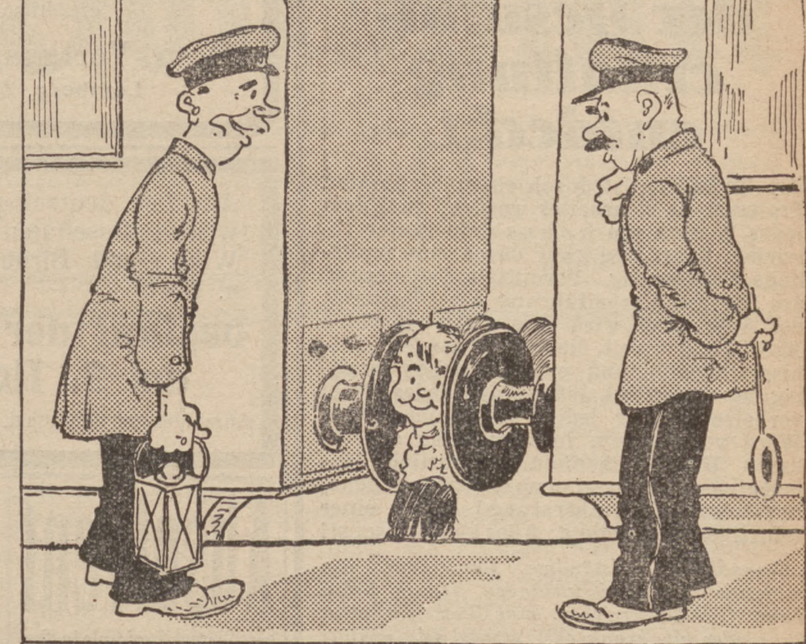
„Das will ich Ihnen gleich sagen, Herr," murmelte er, „sehen Sie, wenn mein schwarzer Hammel dort dem Winde den Rücken zukehrt, so ist das ein sicheres Zeichen, daß es noch vor einer Stunde regnet."

„So muß ich also," erwiderte Newton zornig, „bei Deinem schwarzen Hammel stehen bleiben, wenn ich die Witterung vorher wissen will?

„Ja, das müssen Sie freilich," grinste der Junge.

Newton kehrte brummend dem Wetterpropheten den Rücken.

*



Aber Karl, was stellst Du denn mit Deinem Herrn Sohn an?! — Nur wegen der abstehenden Ohren, der Junge muß jeden Tag 2 Stunden zwischen die Puffer!!

Staatsrat Thorlacius, der große Kenner des nordischen Altertums, ritt an einem schönen Sommerabend, da die Aerzte Bewegung anempfohlen hatten, am Strandwege spazieren und nahm, um ja keine Zeit zu verlieren, einen Folianten in die Hand, in welchem er auf das Angelegentlichste studierte. Der sich selbst überlassene, kleine vierfüßige Landsmann des Staatsrats fing erst an zu grasen, dann im Graben zu stolpern, und nach Kurzem lag unser wenig sattelfester Reiter auf der Erde. Zu allem Glück war der Fall nicht hoch und dabei weich; der Herr Staatsrat fiel so bequem, daß er seine Lektüre ruhig fortsetzen konnte, und so vergaß er seine Erniedrigung ganz, wenn er sie überhaupt bemerkt hatte. Ein Bekannter kam inzwischen vorübergefahren, ließ halten, rief dem im Graben liegenden Professor zu:

„Herr Staatsrat, so fahren Sie doch mit!"

„Ich danke Ihnen," spricht der über die Störung unwillige Gelehrte, „Sie sehen ja, daß ich reite!"

*

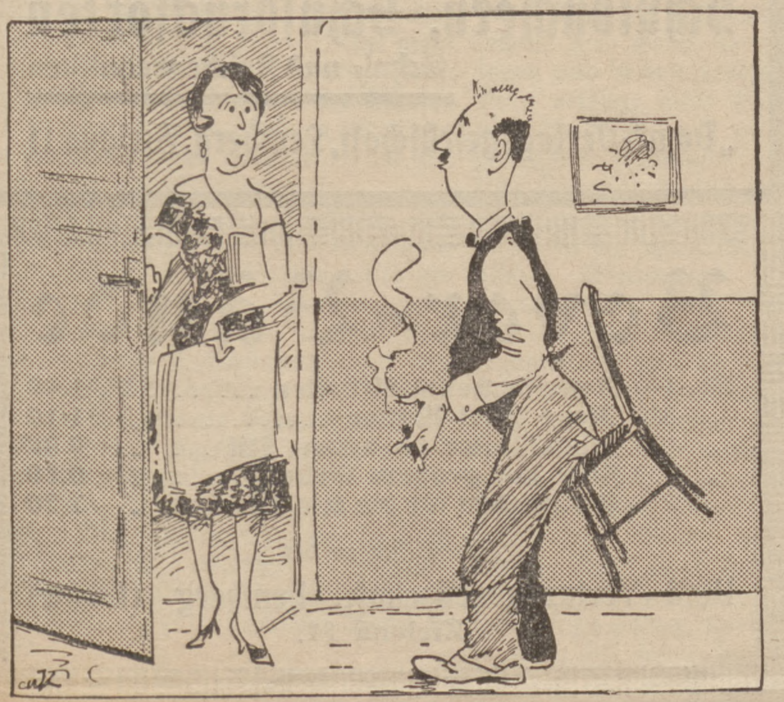
Dem kleinen Thomas wird zum ersten Male etwas Himbeermarmelade angeboten. Dabei wackelt das Gelee heftig.

„Nein, nein!" brüllt Thomas los, „das nehm ich nicht, das ist ja noch nicht ganz tot!"

*

Schuldner: „So, Ihren Geburtstag haben Sie heute? Möge Gott Sie solange am Leben erhalten, bis Sie Ihr Geld von mir haben!"

*



Eduard, hast Du meine Leimtube nicht irgendwo gesehen?

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzynіecka 6.